Wilhelmine.

Eine Erzählung in Briefen

von

Friedrich von Raumer.

Berlin.

Verlag von Franz Stage.

1855.

Die Erzählung „Wilhelmine" von Friedrich v. Raumer ist aus den „vermischten Schriften" des Verfassers (Leipzig, F. A. Brockhaus) abgedruckt worden.

Erste Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich hätte beim Abschiede nicht so feierlich versprechen sollen, gleich nach meiner Ankunft an Dich zu schreiben; denn das Versprechen ist zwar leicht, aber, sagt Mutterchen, das Halten ist schwer, besonders wenn man so viel zu sehen und zu thun hat, wie ich. Liebe Adelheid, Du kannst Dir keinen Begriff machen von einer großen Stadt. Das Haus des Kaufmanns Neumann, das uns immer so prächtig vorkam und worin wir gern wohnen wollten, ist nur eine Schachtel im Vergleiche mit den hiesigen Häusern; und den großen Thorweg vor Krausens kleinem Garten könnte man in jedem von den fünf Thorwegen am Brandenburger Thore fünf Mal übereinander stellen, und er würde nicht an die Decke reichen. Die Straßen sind so breit wie Ackerstücke und noch länger, aber so viel Menschen gehen doch nicht darauf herum, als bei uns Sperlinge und Krähen. Freilich, wenn man

hier alle Tage säete, würden sich die Leute mehr herzudrängen; denn neben einem Fleißigen soll es stets einen Faulen geben. Weißt Du wohl noch, wie Karoline immer das Zeichen am Strickstrumpfe zurücksteckte und lange als die Fleißigste gelobt ward, bis Alles an den Tag kam?

Ich bin hier sehr fleißig, muß es auch sein. Mutterchen will die Möbel, die wir geerbt haben, nicht verkaufen (man bekömmt nichts dafür), sondern sie in eine leere Stube stellen. Das heißt denn eine garnirte Kammer, wie man hier auch garnirte Kleider und garnirte Kuchen hat.

Solche fremde Wörter wie garnirt braucht man hier viele; ich weiß nicht, ob Jeder sich dabei recht was denkt: mir wird Das sehr sauer. Darum meinte letzt der Onkel: ich sollte Französisch und viele andere Dinge lernen; aber Mutterchen antwortete: Minchen kann ja noch nicht einmal Deutsch, und ein Mädchen lernt das Beste immer von innen heraus. Ich weiß zwar nicht, was sie damit meinte, aber sie wird wohl Recht haben. Als sie weiter darüber stritten, sagte der Onkel: es wäre eine Sünde, wenn ein so schönes Kind, wie ich, mit meinem Geiste hinter meinem Leibe zurückbliebe; die Mutter beharrte jedoch dabei: „das Kind soll lernen Andere bedienen, nicht sich bedienen lassen. Schöne Leiber und schöne Geister bringen gleichmäßig Gefahr, und an der Hälfte hat schon Jeder genug zu überwinden." Manches Andere, was sie noch sagten, habe ich nicht gehört, weil die Wache vor unserem Fenster vorbeizog. Einige grüßten mich, und ich habe, wie es der Kantor uns an-

empfohlen, freundlich gedankt. Wenn Du bald schreibst, werde ich noch freundlicher danken.

Wilhelmine an Adelheid.

Unsere garnirten Kammern sind fertig. Kaum war der Zettel ausgehangen, so kamen einige Herren, sie zu besehen. Weil sie aber mehr mich angafften als die schönen Möbel sahen, hieß meine Mutter mich gehen, und da sind sie auch wieder gegangen.

Ich kehre aus, ich räume auf, ich mache die Betten, ich helfe kochen; ob Das, was ich dabei täglich lerne, von innen herauskommt, weiß ich wirklich nicht; doch habe ich immer meine eigenen Gedanken dabei oder daneben, und meine Freude daran.

Der Onkel hat ein Ding mitgebracht, was man einen Katalog nennt; darin stehen lauter Namen von Büchern, und vor jedem Namen eine Zahl. Nennt man eine Zahl, bekommt man das Buch. Weil ich nun nie weiß, warum ich die eine oder die andere Nummer wählen soll, zählte ich letzthin die Zähne an meinem neuen schönen Kamm und erhielt ein prächtiges Buch. Das Mädchen war sehr schön, bekam einen sehr reichen Liebhaber, reiste mit ihm durch viele Länder, sah auch das Meer; und er sagte ihr: seine Liebe sei unerschöpflich wie das Meer; und sie sagte ihm: alle Meere auf allen Sternen hätten nicht so viel Tropfen als sie Herzblut für ihn vergießen möchte. Hiermit schloß der erste Theil, und während

ich nachdachte, wie das gemeint, und ob es wohl wahr sei, kam die Mutter, jagte mich in die Küche und sagte: den zweiten Theil dürfe ich gar nicht lesen, da gehe Alles schief, und meine Augen solle ich mir nicht um so dummen Zeuges willen roth weinen.

Aber nicht alle Bücher sind so; in manchen kann ich immer weiter und weiter lesen, und zugleich an etwas Anderes denken; andere lege ich weg und denke mir die Geschichten selber weit schöner aus.

Warum nennt man denn Das blos lesen, wenn man Buchstaben lieset? Ich lese oft inwendig ohne Buchstaben, und noch rascher als mit Buchstaben. Gesichter und Bäume und Wasser und Alles kann man lesen, und überall steht etwas geschrieben. Lese ich doch manchmal mehr im Kochtopfe, als in einem Buche.

Nachschrift. — Die Mutter sagt: reich könnten wir nicht werden, wenn wir nicht das große Loos gewönnen; und da habe ich ihr geantwortet: sie solle die Nummer von dem Buche besetzen, wo Alles so hübsch zuging. Sie wollte nun auch die Nummer des ersten Theils besetzen, aber die war schon weg, und die des zweiten Theils hat sie zurückgeschickt.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid, ich habe eine Oper gesehen. Du wirst wissen wollen, was das ist; aber das läßt sich besser sehen als sagen. So viel aber ist gewiß, sie

reden drin und singen drin, wie es kommt, bald Einer, bald Zwei, Drei, bald Alle. Wenn das eine Weile gedauert hat, läßt man eine große bemalte Leinwand herunter; dann stehen die Leute auf, drehen sich um und gucken nach der königlichen Loge, oder besehen sich untereinander, bis jene Leinewand wieder in die Höhe geht. Kommen die Tänzer an, so springen sie mehr wie bei uns die Kälber, wenn sie aus dem Stalle gelassen werden. Ich mußte darüber so lachen, daß mich die Leute ansahen. Ueberhaupt wird man in der Stadt mehr angesehen, als auf dem Lande. Nachher verließ ein Ritter seine Geliebte, weil ihm zwei andere Ritter sagten, er habe etwas Anderes zu thun. Sie klagte und bat gar sehr, jedoch vergeblich; da mußte ich weinen, aber ein Herr sagte mir: Mademoiselle, Sie brauchen nicht zu weinen, es ist nur eine Oper, kein Trauerspiel! — Es mag recht schwer sein zu wissen, wenn man weinen und wenn man lachen muß. Ich merke, ich thue Beides wol zur unrechten Zeit; soll man denn aber auch nicht einmal hierin seinen freien Willen haben?

Der Mutter gehorche ich gern, weil ich sie lieb habe; wenn ich aber oft höre, daß zwei Leute recht dummes Zeug gemacht haben, und frage: wie kommen sie dazu? so antwortet man: sie waren in einander verliebt! Als ich hierüber lachte, sagte der Onkel: danke Gott, du sechszehnjähriges Ding, daß du dies noch nicht verstehst! — Ich will es aber auch nie verstehen lernen, und wenn mir ein Liebhaber so etwas zumuthete, würde ich ihn auslachen, oder davonlaufen. Doch was geht mich das Alles an; auch sagte letzhin Jemand: es

kommt mehr von außen an die Leute, als von innen heraus, und Einer macht es dem Andern nach. Ich habe über dies Wort hin und her gedacht. Kann man doch nicht allein aus dem Kochbuche kochen lernen: wie sollte man denn aus Büchern denken, fühlen und lieben lernen.

In Gedanken koche ich oft die theuersten und herrlichsten Speisen, Alles gelingt und schmeckt gut; dann kommt mir's aber wol vor, als würfe ich die Gerichte zur Erde und die Schüsseln entzwei, und ich schreie auf als erwachte ich aus einem Traum. Indeß wiederfährt mir das nur, wenn ich mit meinen Gedanken doch nicht ganz beim Kochen blieb.

Was schreibe ich Dir für Zeug durch einander! Könnten wir uns doch lieber sehen und recht heiter und lustig sein! Oder glaubst Du etwa auch, wie hier manche Leute, es sei viel klüger und lobenswürdiger, traurig als lustig zu sein. Manchmal, wenn ich allein ausgehe, sehen mich die Herren an und verdrehen dabei die Köpfe und Augen, wie die Gänse, wenn's Wetter leuchtet. Ich habe ihnen gerade ins Gesicht gelacht. Die Mutter sagt, das sei zu viel; soll ich denn etwa mir auch das Gesichterschneiden angewöhnen? Verdirb Du Dir nicht etwa Dein Gesicht, weil es so Mode ist.

Bernhard von — an Friedrich von —.

So wäre ich denn meinem angeblichen Glücke über Land und Meer entgegengefahren und entgegengesegelt.

Ich weiß nicht, sind die Menschen mehr glücklich oder mehr thöricht, daß sie den wirklichen Besitz und Genuß so gering anschlagen, und dagegen bei allen Planen und Berechnungen die Hoffnung (dieses leichte Wesen auf Erden) mit so vielem Gewicht in die Wagschale legen, als wäre es Platina, das schwerste und festeste aller Metalle. Was soll ich hier hoffen? Was könnte ich abergläubig in die Wagschale legen? Ich weiß es nicht und gehe deshalb träumend und ohne Zweck und Ziel unter all dem Neuen umher, das Land und Menschen mir zeigen und darbieten. Läuft es denn aber mit all dem Neuen nicht zuletzt auf dasselbe hinaus? — Doch nein; 130 Meilen bin ich südlicher gezogen, und was finde ich statt meiner Berge und Klüfte, statt des Meeres und der Scheren, statt der glänzenden Eisfelder und des flockigen Schnee's? Trockenen Sand und farblosen Staub, oder, wenn endlich Klagen darüber die Vorsehung erweichen, statt dessen Regen und Schmuz. — Aber die Königsstadt, die geschichtlichen Erinnerungen? Mir wäre eine einfache Hütte lieber und die Erinnerungen meiner Brust liegen mir näher als Erinnerungen über Krieg und Schlachten.

Du mußt, sagte mein Vater, dich zusammennehmen, ein Mann werden, wirken; alle deine Gedanken und Gefühle sollen sich auf ein großes edles Ziel hinrichten und Jegliches, was darauf nicht Bezug hat, darf dich am Wege nicht hemmen, darf dich kaum spielend berühren. So dachten und handelten unsere Vorfahren, dadurch erwarb unser Vaterland im 17ten Jahrhundert den glorreichsten Theil seiner Geschichte.

Wahr, nur zu wahr; kann man denn aber so ganz Vergangenes wieder hervorrufen; müssen nicht alle darauf gerichteten Anstrengungen fruchtlos bleiben? Mir scheint es vielmehr, als würden durch so allgemein hingestellte Forderungen, welche Zeit und Ort und Persönlichkeit unberücksichtigt lassen, nicht blos die Einzelnen schief gerichtet, sondern ganze Völker in unnatürliche Bahnen hineingetrieben. Leiden wir z. B. nicht an der Abspannung, welche nothwendig aus frühern Ueberreizungen folgte, und sollen wir uns ähnliche fieberhafte Schauern einimpfen?

Mit Unrecht widersprach mein Vater der Verheirathung mit Marien, schalt meine Wünsche vorzeitig und meinte, ich müsse ein Mann sein, bevor ich ein Ehemann würde. Die Mannhaftigkeit, von welcher hier die Rede ist, möchte vielmehr die guten Eigenschaften eines Gatten austilgen, und es genügt zu einer guten Ehe, daß zwei Personen sich lieb haben. Wahrlich, es ist eine bessere, seit Jahrhunderten wahrhaft adeligere Thätigkeit, die angestammten Güter zu bebauen, als an fremden Höfen umherspioniren und aus den bedeutungslosen Ergebnissen diplomatische Berichte zusammendrechseln.

Der Gesandte meint: dazu gehöre Verstand und Erfahrung und giebt mir deutlich zu verstehen, mir mangele beides. Immerhin; ich mag mein Gefühl nicht für seinen Verstand umtauschen, und sehe doch auch wohl mancherlei, was seinem prosaischen Sinne verborgen bleibt.

Glaube nicht, ich triebe Götzendienst mit gewissen

uranfänglichen Zuständen der Menschheit und wüßte Verstand und Bildung nicht zu achten.

Meine Zuneigung zu Marien wurzelte z. B. hauptsächlich darin, daß sie beides besaß, ja mich darin wohl überflügelte; nur konnte ich ihr nicht zugeben, meine Ansicht und Betrachtungsweise der Dinge verdiene mehr das Lob der Beweglichkeit als der Festigkeit. Denn Beweglichkeit im Umfange des Kreises thut der Festigkeit des Mittelpunktes keinen Eintrag, gleich wie der Streit zwischen gebildeten Ehegatten besser ist als die Einigkeit ungebildeter. — Freilich hatte Marie Recht, wenn sie sagte: zur Bildung gehört eine zweite Hälfte, welche dem Gebildeten fehlen kann, während der Ungebildete sie besitzt.

Die hiesigen Mädchen, so weit ich sie kennen lernte, sind anziehender durch ihre Bildung, als durch ihre Schönheit. Zuletzt erscheint alles Gebildete schön, wenn man sich nur Zeit läßt beim Betrachten.

Marie hat mir beim Abschiede einen Ring und ein zierlich gearbeitetes Herz geschenkt, ich greife darnach in allen langweiligen und verdrießlichen Stunden.

Sobald ich meine häuslichen Einrichtungen getroffen, das heißt zunächst eine passende Wohnung gemiethet habe, schreibe ich Dir wieder. Du Glücklicher, Du hast durch Unglück Deine Freiheit wiedergefunden, und ganz Europa steht Dir offen; während ich es für Gewinn achten muß, mir mit eigenen Händen hier in . . . ein Gefängniß zu erbauen.

Bernhard an Friedrich.

Auch in unsern ungläubigen Tagen geschehen noch Wunder! Was eine plötzliche Umwandlung des Menschen, eine Wiedergeburt sei, ich habe es auf unbegreifliche Weise erfahren. Und nicht blos ich selbst erschien mir als ein neues Wesen, sondern für die ganze Welt glaube ich nun erst den rechten Standpunkt, das rechte Maaß, die rechte Erleuchtung gefunden zu haben. Warum erklären sich kalte Zweifler gegen die plötzliche Verleihung der Sprachen, als könne man durch Grammatik und Wörterbuch je auch nur eine lernen. Nur durch ein Wunder wird die Zunge gelöset und noch mehr als die Sprache hat mir solch ein Wunder gegeben; ich habe dadurch zum ersten Male denken und fühlen lernen!

Bisweilen glaubte ich zu träumen, oder wie durch Opiate aus mir selbst herausgesetzt zu sein; und doch wäre ein kaltes Erwachen mein Tod.

Ich bin wach, nüchtern, besonnen, wahrhaft; glaube es mir, fordere aber keine Beweise, die außerhalb meiner neuen Welt liegen oder erwachsen.

Ermüdet durch das Besehen vieler für mich unbrauchbaren Wohnungen, hatte ich kaum Lust, noch eine Treppe zu einem neuen Versuche hinaufzusteigen. Endlich entschließe ich mich; eine bejahrte Frau öffnet und zeigt mir die Zimmer, gegen welche ich, um die Miethsforderung hinabzudrücken, allerhand leichtgefundene Einwendungen mache. In diesem Augenblick fällt mein Blick in den Spiegel, und ich sehe hinter mir ein Mäd-

chen — Nein, mein Freund, kein Mädchen, sondern eins jener Wesen, die aus andern lichtern Welten herabsteigen, sich in Morgen- oder Abendduft verkörpern und vorüberschwebend, den armen Sterblichen winken, damit sie ihr niederes Dasein vergessen, das Irdische ablegen und auf Flügeln liebender Sehnsucht jenen wunderbaren Zauberinnen nachfolgen.

Den höchst einfachen, ja geringen Anzug hatte Wilhelmine nur angelegt, die niedere Beschäftigung nur erwählt, um zu prüfen, wessen Blick durch diese Hüllen hindurchdringen, ihr Wesen erkennen, sich ihr ganz zu eigen geben könne und wolle.

Ich weiß nicht, was ich gesagt, was ich gethan habe, wohl aber weiß ich, daß sie mein werden muß und wenn sich Himmel und Erde dagegen verschwören.

Wilhelmine an Adelheid.

Die Herren, welche bei uns Stuben miethen wollen, stellen sich oft wunderlich an; Keiner aber trieb es so arg, als gestern Jemand, der laut seiner zurückgelassenen Karte Bernhard von . . . heißt und zur — — Gesandtschaft gehört.

Meine Mutter führte ihn umher, und ich, im Hauskleide beim Thürenabwaschen überrascht, versteckte mich anfangs, bis jener sich woanders hinwandte.

Da erblickte er mich im Spiegel, machte ein Gesicht als fiele er in Ohnmacht, schwieg erst lange und sprach

dann solch' Zeug durcheinander, daß ich nichts davon verstand.

Endlich küßte er mich auf die Stirne, rief: Du mußt mein sein, und lief zur Thür hinaus. Ich lachte herzlich hinterher, die Mutter dagegen sah ernsthafter aus als gewöhnlich.

Herr Bernhard von . . . ist ein langer Mann mit einer langen gebogenen Nase, jung, aber blond — und das kann ich nicht leiden.

Bernhard an Friedrich.

Wärest Du doch hier, um mir Rath zu ertheilen, mit mir zu überlegen. Und wiederum hilft dies ja zu nichts, wenn nur ein Rechtes und Nothwendiges vor uns liegt. Aber trösten könntest Du mich; denn jeder große Beschluß, jede entscheidende neue Lebensrichtung muß ja Manches zur Seite schieben, Anderes verletzen, noch Anderes kühn zerreißen.

Ich höre meinen Vater klagen, ja drohen und befehlen, ohne daß dies mich auch nur zweifelhaft machen kann; er nennt Mariens Namen und schilt mich einen Treulosen, während ich mit aller Kraft dies Verhältniß nicht einmal in mein Gedächtniß zurückrufen, oder mich darauf nur besinnen kann, wie auf einzelne fabelhafte Anregungen meines eigenen Geistes, ohne äußeren Gegenstand. Weil ich nun aber nicht begreifen, nachweisen, rechtfertigen kann, wie dies Alles zugeht, wie es möglich ist, nenne ich es ein Wunder, und es ist ein Wunder.

Damit Wilhelmine auch nicht einen Augenblick an dem Ernste meiner Absicht und der Festigkeit meiner Gesinnungen zweifeln könne, bat ich um ihre Hand. Sie schwieg und die Mutter antwortete so, wie Vorsicht und eigene bittere Erfahrungen es erheischen. Da aber kein begünstigter Nebenbuhler in den Weg tritt, kann ich wol des Gelingens sicher sein.

Wilhelminens Schönheit, Sanftmuth, Heiterkeit, Anmuth und Natürlichkeit schildern zu wollen, wäre thöricht. Unser Auge sieht die Menschen nur von tausend Hüllen, von Schminke und Ziererei aller Art überdeckt; mir ist, als hätte ein Zauber mir das Urbild aller Schönheit und Natur enthüllt, um mein eigenes seither unnatürliches Dasein wegzuwerfen und dieser neuen Offenbarung ganz und immerdar zu leben.

Wilhelmine an Adelheid.

Herr Bernhard von . . . ist immer wiedergekommen und immer länger geblieben. Ich nahm sein Sprechen wie sein Schweigen leicht hin, ließ mich in meinen Geschäften dadurch eben nicht stören, und antwortete heiter, wie es mir in den Mund kam. Einige Male, so schien es, wollte er ausforschen, ob ich viel gelernt hätte; da bestand ich denn freilich schlecht genug, und er sah darüber bedenklich aus. Darauf fragte er: Ob ich schon geliebt habe; worauf ich rund heraus der Wahrheit gemäß Nein sagte, obwol ich erst hätte fragen sollen, was er darunter versteht.

Mir war dies alles nicht recht bequem; als er jetzt aber zu erzählen begann, daß und wie er in seinem Vaterlande mit einer gewissen Marie von — versprochen sei, ward ich neugierig und hörte um so aufmerksamer zu, als seine Erzählung allmählig unklarer ward und damit schloß: Er habe sich geirrt und Marien ganz entsagt, seitdem er mich habe kennen lernen.

Als ich bei diesen Worten anfing zu lachen, zog er in großer Bewegung einen Ring vom Finger und ein goldenes Herz aus dem Busen und sagte: Diese Liebespfänder, welche ich von Marien erhalten habe, schenke ich ihnen als Zeichen meines Ernstes und meiner Treue; ich bitte um ihre Hand! — Ich schrie auf und lief zur Thüre hinaus; Mutterchen hingegen trat ein und hatte ein Langes und Breites mit ihm gesprochen.

Ist es nicht abgeschmackt, daß Herr von — mir Geschenke seiner frühern Geliebten zum Beweise seiner Treue darbietet? Könnte er sie nicht bald für eine Dritte zurückfordern? Oder könnte ich sie nicht zum Beweise meiner Anlagen für große Treue einem Dritten schenken? Man sollte Treue und Anhänglichkeit nicht rühmen, während man an dem Neuen Gefallen findet und Abwechselung natürlich nennt.

Wilhelmine an Adelheid.

Seit gestern bin ich Bernhards verlobte Braut. Du glaubst nicht, wie lieb er mich hat und wie viel schöne Sachen er mir schenkt. Nun kann die Mutter sorgenfrei

leben, denn er ist sehr reich und auch Du kommst wohl zu uns, sobald wir von einer großen Reise zurückkehren. Wie ich mich darauf freue, kann ich Dir nicht sagen.

Nebenbei habe ich doch einige Angst: Ich soll nämlich noch viel lernen, damit ich dereinst als Frau Baronin von . . . für voll und gebildet heiße. Das Lernen aber kommt mir vor, als wenn ich Wasser aus einen Eimer durch einen Trichter in Bouteillen fülle; lieber möchte ich mit der Hand einen Labetrunk aus einem Bergquell schöpfen, und das werde ich thun, wenn wir nicht nach der großen, doch nach der sächsischen Schweiz kommen.

Mutterchen freute sich ungemein, daß mir ein so großes Glück zu Theil werde, und Manche wird mich beneiden.

Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch mich jemals so lieb haben könne, wie Bernhard mich hat. Er nennt das liebenswürdige Bescheidenheit; es wäre aber doch ganz thöricht, wenn ich eine solche Liebe vorausgesetzt oder erwartet hätte. Genug, ich bin glücklich und zufrieden; sei es mit mir!

Bernhard an Friedrich.

Ich fühle jetzt recht die Nichtigkeit alles gewöhnlichen Lernens, wo die Schüler durch viele Generationen hindurch Halbgedanken eines angeblichen Meisters gedankenlos nachsprechen, und es für des Menschengeschlechtes

höchsten Triumph gilt, sich als unermüdliche Copirmaschine geltend zu machen.

Bei Wilhelminen ist Alles ursprünglich, originell. Tausend Gegenstände, welche unbemerkt an mir vorübergegangen wären, worauf ich wenigstens keinen Nachdruck gelegt hätte, erregen ihre Aufmerksamkeit, und sie weiß auch die meine in Thätigkeit zu setzen durch die Art und Weise, wie sie darüber ein neues Licht verbreitet. Andere Dinge hingegen, womit Unsereiner sich oft lange abquält, machen auf sie wenig oder keinen Eindruck; nur um meinetwillen scheint sie dafür einiges Interesse hervorzurufen. Auf diesem Wege sehe ich jetzt die Welt von einem ganz neuen Standpunkte, messe Alles mit einem neuen Maßstabe, wäge die Dinge ab mit früher mir unbekannten Gewichten, und komme zu dem Ergebniß: daß die äußere Aehnlichkeit der Betrachtungsweise und der Urtheile aller sogenannten Gebildeten den ursprünglichen Reichthum der Natur verbirgt und den einzelnen Menschen Physiognomie und Charakter raubt.

Was die Leute Menschenkenntniß nennen, ist nur Kenntniß des Gleichartigen, der Massen, der Regel; während doch jede Natur, welche zu kennen überhaupt der Mühe lohnt, darunter nicht begriffen ist und eine selbständige Ausnahme bildet.

So gehörte auch Marie jenen Gleichartigen, Regelrechten an; ich liebe in ihr ein ganzes Tausend ununterscheidbarer Mädchen, und es mußten mir die Schuppen von den Augen fallen, als ich statt des Gattungsbegriffs ein lebendiges Individuum erblickte. Jeder, sagt Aristophanes in Platon's Gastmahl, sucht bei der Liebe seine

ursprüngliche, nur von ihm gewaltsam abgerissene Hälfte. Greift er in diesem zu sehnsüchtigen Bestreben fehl, ist es natürlich und pflichtmäßig, die Täuschung anzuerkennen und neue Versuche anzustellen.

Marie spiegelte sich in mir, ich spiegelte mich in ihr ab. Bei dieser wechselseitigen Bespiegelungsmethode — würde sie auch hundert mal wiederholt — kommt aber nicht das geringste Neue zum Vorschein; sie ist nur ein Verhätscheln der Eitelkeit und Schwäche, obgleich es auf dem sentimentalen Liebesthermometer als höchste Liebe bezeichnet steht.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Mir geht es so wohl, daß ich kaum noch einen Wunsch habe. Sonst nämlich konnte ich sie dutzendweise an den Fingern abzählen, und es fehlte mir nie einer, da alle unerfüllt blieben; auch waren die gewagtesten und unmöglichsten mir die liebsten: jetzt aber habe ich kaum einen ausgesprochen, so geht er durch Bernhards Güte in Erfüllung. Ich würde nicht wagen, noch auf andere hinzudeuten, wenn er nicht so freundlich darum bäte.

Daß er mir Kleider oder ähnliche Dinge schenkt, macht mir Freude, ist aber doch nur immer das Geringere; ich sorge viel lieber für Andere als für mich. Daß die Mutter jetzt besser und zufriedener lebt, daß ich alle Arme meiner Bekanntschaft unterstützen kann, macht mich glücklicher als Alles, was sich lediglich auf meine Person bezieht.

Ich rede jetzt mit Bernhard über tausend Dinge, die mir sonst nicht in den Kopf gekommen sind. Er giebt sich viele Mühe, mir Alles deutlich zu machen; doch bleibt mir Manches unbegreiflich, wenn ich es nicht recht in meine Sprache und in meine Gedanken übersetze. Ihm geht es wohl ebenso, und wenn er meine Worte erläutert und berichtigend wiederholt, sieht Alles vornehmer und geschickter aus; ich bin es aber selbst nicht mehr, es ist nur ein unrichtiges, obwohl geschmeicheltes Bild. Oft sagt Bernhard: ich verstehe, was du sagen willst, und meint, ich könne mich nur nicht recht ausdrücken; wie er es aber versteht, habe ich es doch selten gemeint.

Bernhard an Friedrich.

Warum will doch der Mensch immer nur das ihm Gleichartige schätzen, warum Alles darein verwandeln? Beruht denn nicht alles Leben, alle Thätigkeit darauf, daß es Verschiedenartiges giebt, welches sich in tausend Verhältnissen mischt und umwandelt. Gleichartiges kann man nur nach seinen Massen, Quantitäten vergleichen, damit aber nicht experimentiren, nichts Neues erforschen, oder Unbekanntes entdecken.

Ich komme auf diese Betrachtungen beim Andenken an Wilhelminen. Wäre ich ganz ihres Standes, ihrer Bildung, würde sie mich wohl so interessiren, würde sie so wunderbar auf mich gewirkt haben? Wenn sie, wozu ihr allmählig der Muth wächst, wenn sie mir wi-

verspricht und eine eigene Meinung verficht, wird Alles doppelt anziehend, und ich hüte mich, sie zurückzuschrecken, indem ich zu viel Gewicht in meine Wagschale legte. Oder geschieht dies zufällig einmal, so weiß sie mit jugendlichem Uebermuthe mich aus meinen Verschanzungen zu treiben, käme ihr auch ihre Schönheit nicht als unbesiegbare Gefährtin zu Hülfe.

Früher war diese Schönheit wie ein unentdeckter vergrabener Schatz; seit sie öfter und an meiner Seite ausgeht, richten sich alle Blicke auf sie, von ehrwürdigen Geistlichen, die in ihr eine heilige Jungfrau erblicken, bis zu den Windbeuteln, die gern etwas Anderes in ihr fänden. Mir sind diese Triumphe erfreulich, aber doch auch unbequem.

Gern führte ich sie bald fort in meine Heimath; da treten mir Marie und mein Vater und meine angeblich ehrenvolle Laufbahn in Weg. Noch wissen, noch ahnden jene nichts vom Geschehenen. Es ist ja auch noch nichts geschehen; erst nach der Trauung ist Geschehenes nicht mehr ungeschehen zu machen.

Ich reise nach Wilhelminens sehnlichem Wunsche mit ihr über Dessau, Leipzig und Dresden nach Teplitz. Hier soll die Mutter baden; ich werde leider wol eher hieher zurückkehren müssen.

Wilhelmine an Adelheid.

Der größte meiner Wünsche, zu reisen, geht durch Bernhard's Güte in Erfüllung; doch warum sage ich meiner Wünsche? Die Herstellung der Mutter durch das

teplitzer Bad ist wichtiger als alles Andere, was die Reise sonst mit sich führt.

Erwarte keine Beschreibung, dazu habe ich weder Zeit noch Geduld.

Bernhard erklärt mir Alles; er spricht wahrlich so gut und gründlich wie ein Buch, und ich könnte und sollte mehr von ihm lernen. Manchmal spricht aber Das, was ich sehe, und was mich aufs höchste anregt, anders als wie er, und über diesem Sehen und Hören merke ich zu wenig auf Das, was er sagt. Wenn er darüber nur nicht böse wird; aber ich kann es nicht ändern, und er hat mir ja hundert mal gesagt: er will mich nicht ändern. Hoffentlich ist dies sein Ernst, mag er doch auch bleiben, wie er will. Nur die Haare könnte er sich färben, vielleicht auch an der Nase etwas abnehmen lassen. Verbrenne den Brief, damit Keiner von diesen dummen Reden etwas erfahre. Bin ich denn Bernhard gut um der Farbe seiner Haare willen? Keineswegs. Nun, er wird an mir ja auch etwas Anderes lieben als die Haare und die Nasenspitze.

Letzthin sagte er mir artige Dinge über meine schöngezeichneten und gebogenen Augenbrauen. Ich hörte nicht recht hin, bis er erstaunt anhub: aber, Minna, ich glaube, Sie haben ihre Augenbrauen gefärbt; das ist ja abscheulich. Ich war wie aus den Wolken gefallen, er aber hatte unterdeß das Vergrößerungsglas aus seinem Operngucker losgedreht, besah die Augenbrauen sehr genau und beruhigte sich erst, als ich sie wusch und sein Irrthum offenbar ward. — Dafür habe ich ihn zwar nicht gescholten, aber ausgelacht.

Ein andermal, als er fleißig Wein trank und zugleich sehr gründlich bewies: ein Mädchen dürfe keinen trinken, füllte ich das Glas, leerte es rasch auf seine Gesundheit und drehte mich lachend auf einem Absatz umher. Er sagte nichts, als aber die Mutter drohend ausrief: Minchen! setzte ich mich still nieder, gab Bernhard die Hand und sprach von andern Dingen. Den nächsten Brief schreibe ich aus Dresden. Bernhard hat mir erzählt, warum man es das deutsche Athen oder das deutsche Florenz nenne: ich bin zufrieden, wenn es nur ein ordentliches deutsches Dresden ist.

Bernhard an Friedrich.

Der halbe Zweck meiner Reise geht verloren! Ich hoffte unterwegs irgend einen Geistlichen zu bewegen, mich mit Wilhelminen zu trauen; aber vergebens. Die Gewissenhaftigkeit dieser Leute besteht darin, sich aufs genaueste um die Einwilligung derjenigen Leute zu bekümmern, die sich nicht trauen lassen; während sie so oft gegen die lauten Seufzer des abgepreßten Jaworts taub sind.

In dieser Mißstimmung möchte ich selbst auf Wilhelminen zürnen, welche die Gefahren, die meine Verwandten unserem Plane erwecken werden, nicht kennt, oder nicht kennen will, und meine Sorgen mit dem Scherze abweiset, der Brautstand sei heiterer als der Ehestand.

Mein Verhältniß zu Wilhelminen kann nach dieser gemeinschaftlichen Reise unmöglich lange verborgen bleiben. Es wird an Spott, an Vorwürfen, an Drohungen nicht fehlen; wie kann, wie soll ich diese Vorwürfe beschwören?

Wilhelmine an Adelheid.

Der heitere Anfang unserer Reise nahm eine ernstere Wendung, als mir Bernhard unerwartet erklärte: seine Absicht sei, sich unterwegs mit mir trauen zu lassen.

Schilt nicht meinen Leichtsinn: aber ich hatte mich wahrlich noch nicht als Ehefrau gedacht, nicht in einen lebenslänglichen Ehestand geträumt. Jetzt traten alle die Sorgen und Bedenken in den Vordergrund, welche Bernhard von Zeit zu Zeit über die Sinnesart seiner reichen, adelsstolzen Verwandten ausgesprochen hatte. Je weniger Gewicht ich zeither darauf legte, desto größer erscheinen mir jetzt die Hindernisse und Vorwürfe sowie das Mißverhältniß meiner Geburt und Bildung zu all den neuen feindlichen Umgebungen. Werde ich dafür Bernharden, wird er mir lebenslang für alle diese Uebel Ersatz bieten können, ja bieten wollen?

Eben kommt Bernhard und meldet: kein Geistlicher wolle uns trauen. Ich athme wieder, und sehe ich auch keinen Ausgang aus diesen Verlegenheiten, hoffe ich doch: kommt Zeit, kommt Rath.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich sollte wol mehr an mich denken; allein ich habe dazu weder Zeit noch Lust, so viel des Neuen und Schönen geht täglich an mir vorüber. Du hättest Meißen sehen sollen. Von dem Thurme des schönen Doms, der auf hohem Berge steht, überblickt man viele andere Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Weingärten, und den silbernen, ruhigen Strom, der alles dies trennt und wiederum verbindet. Ich war so vor Freuden außer mir, daß Bernhard zuletzt sagte: Wenn mir der böse Geist von den Zinnen des Tempels die Welt gezeigt und angeboten hätte, würde ich sie wol nicht ausgeschlagen haben. Ich antwortete: so viel würde der Teufel, der ohne Zweifel geizig ist, nicht an mich wenden oder mir anbieten; und habe ich denn nicht die Welt, wenn ich mich ihrer freue, mehr vielleicht als alle diese Besitzer der Weinberge, der Felder und Wiesen? — Gibst Du mir hierin nicht Recht? Als ich aber in Dresden daran dachte, was ich mit der brühl'schen Terrasse anfangen wollte, wenn sie mein eigen gehörte, fiel ich doch aus meiner Rolle und machte es wie alle Leute.

Um die Gemäldegalerie recht genießen und bewundern zu können, belehrte mich Bernhard im voraus über viele Meister und sogenannte Schulen. Ich konnte aber die Namen nicht behalten, dachte unterdeß an Meißen und an die Elbe, und sah in Gedanken lauter schöne Gegenden, gleichviel ob gemalt, ob ungemalt, ob außer mir oder in mir. — Endlich gingen wir auf die Ga-

lerie, und das erste was mich reizte, war ein höchst lustiges Bauernfest. Ich mußte darüber so herzlich lachen, hatte so viel Lust dem Spaße beizuwohnen, und sprach als wäre ich mitten darunter, bis ich sah, daß sich mehre andere Personen um mich vor dem Bilde versammelt hatten. Da sagte Bernhard, dem dies zu mißfallen schien: Komm, ich will dir etwas Besseres zeigen; er führte mich vor ein Bild, was man die sixtinische Madonna nannte. — Das war denn freilich so durchaus unähnlich, so in jeder Beziehung ganz etwas Anderes, daß ich kaum begreife, wie es auf derselben glatten Leinwand dargestellt werden kann. Aber warum hängt man denn diese Bilder, die tausend Meilen weit von einander entfernt sind, in demselben Raume nebeneinander? Wie läßt sich Auge, Kopf, Herz, Gefühl binnen wenigen Secunden so umstellen, ja verwandeln, daß ich vor jedes dieser Kunstwerke in angemessener Stimmung hintreten, bewundern und genießen könnte?

Die holländischen Bauern, die noch vor meinen Augen herumtanzten, wurden freilich von dieser neuen Sonne sogleich aus einandergeschienen; auf Bernhard's Frage: was meinst du jetzt? wußte ich indeß nichts zu antworten. Denn wie hätte ich über das Bild etwas sagen, wie Bemerkungen machen, wie Urtheile aussprechen dürfen, da es so gewaltig auf mich lossprach. Mir war, als sagte die Madonna und noch mehr das Kind: „Wilhelmine, wie ist dein Denken, Fühlen und Thun doch so ganz bedeutungslos und nichtig!" Wahrlich, ich hätte in diesem Augenblicke nicht länger hinschauen, nicht jenen erhabenen Ernst einer andern Welt ertragen können.

Als ich mich umwandte und einer der Gegenwärtigen sagte: wie wunderschön ist dieses Mädchen! — Es klang mir wie der bitterste Spott, und ich hörte und ich sah nichts mehr, so viel Mühe sich auch Bernhard und der Galerieinspector gaben, meine Aufmerksamkeit auf andere Bilder zu richten. Sie erschienen anspruchsvoll, und doch bedeutungslos.

Meine Vorliebe für jene holländische Feste galt als Hinneigung zur Gemeinheit, als ein Mangel an Bildung: wenigstens war ich dabei nicht hochmüthig und anspruchsvoll. Umgekehrt war der Maßstab, den die sixtinische Madonna an mich legte, für meine Natur viel zu groß, und mir fast unerträglich, daß ein ganzer Haufen angeblicher Kenner damit so familiär umging und gewöhnliche Redensarten aller Art davor ausschüttete.

So in Gedanken, oder gedankenlos weiterschreitend, sehe ich bei einer Wendung, wie das Ende des Saals sich öffnet. In heiterster Schönheit sitzt eine edle Frau auf einem Throne, ein Kind auf ihrem Schooße, Ritter, Heilige, Einsiedler zur Seite, Engel und Kinder im Vordergrunde, alles im glänzendsten Lichte und so lebendig und beweglich, daß ich nicht glauben wollte, es sei ein Bild, der heilige Georg von Correggio. Uneinig mit mir selber, niedergedrückt kam ich zu diesem Meister. Es war mir wie eine neue Offenbarung, und doch Alles so verständlich, wie meine eigene mir längst bekannte Sprache. Meine Heiterkeit kehrte wieder; sie war von allem Tadelswerthen gereinigt und verklärt. Liebe Adelheid! So sollte die ganze Welt aussehen, so habe ich sie mir oft geträumt; und ist hier nicht mehr wirk-

lich geworden, als ich jemals träumte? Dieser Correggio würde mich nicht verkannt, er würde meinen Leichtsinn nicht verdammt, und, wenn Rafael's Madonna mich zu Boden gedrückt hätte, mich freundlich wieder aufgerichtet haben. — Ist es nicht wunderlich, aber ich dachte: zu den Bauerntänzen müßtest du hinabsteigen, zu den Gestalten einer höheren Welt kannst du dich nicht erheben; aber welch Glück, wenn Correggio dich hätte malen wollen! — Glaube mir, dies war nicht Eitelkeit, es war mehr und kam aus dem tiefsten Herzen.

Als ich mich von dem Bilde gar nicht entfernen wollte, sagte Bernhard: mich wundert es, daß dieser Meister dich so anzieht. Sieh nur recht hin und du wirst bemerken, daß er die vollendete Schönheit nicht kennt, daß Manier ihn beherrscht, seine Heiterkeit zu Leichtsinn, seine Anmuth zu Ziererei wird, und die tiefste Liebe und Hingebung ihm fremd bleibt. Ich erschrak über diese Worte, denn es war mir, als wären sie gegen mich gerichtet.

Wilhelmine an Adelheid.

Noch immer bin ich in Dresden und führe das herrlichste Leben von der Welt. Durch D., einen halben Landsmann Bernhard's, wurden wir beim Dichter Tieck eingeführt, und ich habe daselbst drei Abende zugebracht: es war die in Poesie übersetzte Gemäldegalerie. Als es hieß, Herr Tieck werde etwas vorlesen, war mir eben nicht damit gedient; denn das lange, peinliche Stillsitzen

ist mir unbequem, und im Fall man den Tag über viel gegangen ist, wird man wohl gar schläfrig. Indeß, was war zu machen, als sich darin ergeben? — Ob ich gleich daran gewöhnt bin, daß mich die Leute betrachten, gerieth ich doch in Verlegenheit, als Herr Tieck mich mit seinen großen Augen scharf anblickte, und noch mehr, als er auf mich zukam und mich fragte: was er lesen solle. Bernhard, der vielleicht fürchtete, ich möchte in meiner Unwissenheit fehlgreifen, sagte: man hat die lustigen Weiber von Windsor vorgeschlagen, und ich dankte beistimmend dem Himmel, so leicht der Gefahr entronnen zu sein. Und lustig war es obenein; denn ich habe so übermäßig lachen müssen, daß selbst Herr Tieck sich ein paarmal halb ernst, halb lächelnd umsah. Aber wie lieset er auch! dagegen lautet manche wirkliche Aufführung, wie das taktmäßige Herbeten in der A-B-C-Schule.

Am Schlusse der Vorlesung war ich nicht vorlaut, mußte aber doch meinen Dank herzlich aussprechen, worauf Herr Tieck mir freundlich die Hand reichte und sagte: Kommen Sie morgen Abend wieder; Sie sollen dann etwas von anderer Art hören. Bernhard war versagt, ich setzte es aber durch, daß er mich hingehen ließ. Tieck las König Lear. — Wenn die lustigen Weiber eine Art von holländischer Hochzeit sind, dann ist der Lear ein erhabenes Bild wie die sixtinische Madonna. Und doch auch wieder ganz anders. Mir war nicht, als dächte ich noch mit dem Kopfe, als fühlte ich mit dem Herzen; sondern jede Faser meines ganzen Körpers schien in unbegreiflicher Spannung zu ertönen, mein ganzes Wesen sich in Furcht und Wehmuth, in Haß und Ent-

setzen aufzulösen. Bis in das Mark der Gebeine war ich erschüttert, und neben dem Ueberschwenglichen, was auf mich eindrang, blitzten an ganz unbekannten Stellen meines Geistes Gedanken und Gefühle hervor, deren Dasein ich nicht gekannt hatte, deren Möglichkeit ich geläugnet hätte. — Ich war so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlief und träumte: ein Riese ergriffe mich mit seiner Hand und drückte mich immer mehr und mehr zusammen. Während des Schmerzes fühlte ich aber auch Lust; denn jemehr ich am Körper verlor, desto freier schien mein Geist zu werden, und ich konnte alles denken und fühlen, was in dem Kopfe und Herzen des mich beherrschenden Mannes vorging. Ist ein solches Sterben des eigenen Geistes und ein Wiederbeleben durch einen größern, fremden, vielleicht Das, was man Liebe nennt, oder nennen sollte?

Doch hätte ich am dritten Abend einen zweiten Lear nicht ausgehalten; da führte mich Tieck wieder zu meinem Correggio. Die lustigen Weiber und der Lear lagen neben oder über mir: der Sommernachtstraum wirkte auf mich wie der heilige Georg, und gar zu gern hätte ich eine Rolle in dieser Welt des heitersten Scherzes, der muthwilligsten Laune übernommen. — Einige untersuchten nach der Vorlesung: ob eine solche Mischung von Zeiten, Völkern, Sitten und Personen erlaubt sei: warum untersuchen sie nicht lieber, ob es erlaubt sei, zu denken, zu fühlen, zu träumen — ja zu leben.

Eine bejahrte Dame fand es sehr unanständig, daß Titania sich auf solche Weise in Herrn Zettel verliebe; worauf ich sagte: könnte solch ein heiteres, glück-

seliges, fantastisches Zauberleben ewig dauern, möchte mein Liebhaber immerhin einen Eselskopf haben. Man lachte; ich merkte, daß ich etwas Einfältiges gesagt hatte; aber es war einmal heraus.

Bernhard muß morgen Geschäfte halber nach — zurückkehren; ich reise mit der Mutter weiter nach Teplitz.

Bernhard an Friedrich.

Obgleich mein Plan, mich mit Wilhelminen unterwegs trauen zu lassen und hiedurch alle möglichen Einreden abzuschneiden, fehlgeschlagen ist, macht mir diese Reise doch große Freude, sofern sie mir Gelegenheit gibt, Wilhelminens Natur immer näher kennen zu lernen. Doch ist und bleibt mir gar Vieles räthselhaft und überraschend. So dachte ich, die einfach erhabene sixtinische Madonna Rafael's müßte auf ihr einfaches Gemüth den größten, beseligendsten Eindruck machen; statt dessen hat sie sich davor fast gefürchtet, an dem manierirten Correggio aber solch Wohlgefallen gefunden, daß ich mich beinahe darüber ärgerte. Goethe's klassische natürliche Tochter ließ sie kalt, während sie über den aus Willkühr zusammengesetzten, ihr eigentlich unverständlichen Sommernachts-Traum gegen ihre Gewohnheit in laute Begeisterung gerieth und dabei Dinge durcheinander sprach, daß mir noch banger ward als bei ihren Bemerkungen über den heiligen Georg. Das heißt, bange nicht um meinetwillen, der ich sie kenne und zu würdigen weiß,

sondern daß fremde Personen sie verkennen oder mißdeuten möchten. Darum lasse ich sie auch so ungern allein nach Teplitz reisen. Meine liebevolle Vorsorge, die hier gelinde hemmt, dort kräftig fördert, mithin überall nach der vollendeten Mitte hinweiset, und die üppigen Auswüchse der bloßen Natur durch Kunst nicht vertilgt, sondern veredelt; diese Vorsorge muß sich aufs schönste lohnen, für mich und für Wilhelminen. Sie wird dereinst in den Kreis der strengsten Richter und Richterinnen siegreich eintreten können. Selbst mein Vater, so unverständlich ihm auch sonst meine Natur und Handlungsweise ist, soll meine Wahl und Führung loben.

Warum nur der Gesandte so auf meine Rückkehr dringt; kann denn kein Anderer, der mehr Gefallen daran findet, diese kläglichen Geschäfte übernehmen?

Der Kanzler von — an den — Gesandten zu — .

Ew. Excellenz verzeihen, daß ich mich in einer häuslichen, mir aber persönlich ungemein wichtigen Angelegenheit an Sie wende. Mir ist Kunde zugekommen, mein Sohn habe sich nicht blos vorübergehend (wie es wohl zu geschehen pflegt) mit einem Mädchen geringer Herkunft eingelassen, sondern ihr förmlich die Ehe versprochen. Es ist mir sehr viel daran gelegen, die Wahrheit in dieser Sache zu erfahren und sie um jeden Preis zu hintertreiben. Ew. Excellenz bekannte Klugheit und Gewandtheit wird hiezu leicht die rechten Mittel auffinden.

Ihr Wunsch von — nach — versetzt zu werden, kommt in diesen Tagen zur Berathung, und ich werde nicht ermangeln ihn nach Kräften zu unterstützen.

Bernhard an Friedrich.

Hat mir es doch geahndet; Sie haben in — Alles erfahren, und dem Gesandten aufgetragen, mich darüber in aller Form zu verhören. Ich hätte läugnen, mich ausreden, die Sache zudecken, mich drehen und wenden können, um sie zu beruhigen und Zeit zu gewinnen. Das wäre aber meiner und Wilhelminens unwürdig gewesen. Darum habe ich Alles gesagt und in den stärksten Ausdrücken gesagt, und meinen Willen mit so eiserner Festigkeit erklärt, daß es selbst dem Gesandten zu imponiren schien.

Wäre nur Wilhelmine hier; sie kann heiter leben ohne mich, ich vermag dies nicht. So sehr ich auch strebe ihr Herz ganz zu ergründen, so viel kleine Fallen ich ihr — legte, so viel ich mit ihr — wenn du willst — experimentirte; ich bin nie auf den Grund gekommen, ja mehremale, ich möchte wol sagen, mit einer langen Nase abgezogen.

Ihr fällt es nie ein, etwas Aehnliches mit mir zu versuchen. Ist dies die Folge ihrer einfachen Natur und Bildung, oder geringerer Liebe? Doch wozu solche kleinliche Grübeleien, während ich für mich und für sie handeln soll. Ich habe ihr auf das zärtlichste geschrieben und erwarte ihre Antwort.

Wilhelmine an Bernhard.

Mein liebster Bernhard!

Unter Allem, was Du für mich gethan hast und vielleicht noch thun wirst, ist mir die Reise nach Teplitz das Liebste. Du glaubst nicht wie sehr ich Dir dafür danke. Denn der Mutter Gesundheit bessert sich sichtbarlich durch den Gebrauch der Bäder, und von Deiner Weisung, spazieren zu fahren, machen wir fleißig Gebrauch. Ich begreife immer noch nicht recht, daß ich so unter den Edelfrauen und Gräfinnen mit herumfahre, und denke bisweilen, es sei nur eine Scene aus dem Sommernachtstraum. Doch habe ich hier auch etwas erlebt, was fast eher aussieht, als gehöre es in ein Wintermärchen.

Ein alter Herr, mit weißem Hute und weißen Schuhen, galloppirte auf einem wunderschönen Pferde vor meinem Fenster vorüber. Ich hatte meine Freude daran, und so oft er wiederkam, sah ich ihm lange nach. Darauf ließ er sich bei uns melden, erschien zum zweiten, zum dritten Male und sagte jetzt kurz und rund heraus: er wolle mich heirathen. Ich lachte und antwortete: ich hätte schon einen Bräutigam; er aber, dadurch nicht gestört, wiederholte, er heiße von — sei General in — Diensten, habe ein wunderschönes Gut und wolle mir dies, als ein unabhängiger, kinderloser Mann, sogleich bei der Trauung als Eigenthum verschreiben.

Ihr Bräutigam, fuhr er fort, ist ein junger, unerfahrener Mensch, ein Sperling auf dem Dache, abhängig

von Aeltern, Vettern, Muhmen und Basen. Dergleichen verliebte Pläne sind Seifenblasen ohne Festigkeit und Dauer, und Sie haben keinen vernünftigen, zureichenden Grund zu glauben, daß die Ihrige nicht, gleichwie alle, platzen wird, und Sie dann zeitlebens als eine verschmähte Braut sitzen bleiben. Bei mir hingegen ist Wort und That eins, und die Hochzeit binnen acht Tagen. Sterbe ich bald, sind sie eine junge, reiche Wittwe; lebe ich länger, sollen sie es auch nicht übel haben. — Uebrigens bin ich nicht so alt wie sie glauben. — Bei diesen Worten übergab er mir sein Taufzeugniß. Als ich dies genauer betrachtete, gewahrte ich, daß einiges ausradirt war, und sagte übermüthig: Herr General! Ich sehe, daß Sie sich mir zu Gefallen um zehn Jahre jünger gemacht haben; wenn ich, weiblichen Vorrechten gemäß, dasselbe thue, so bin ich erst acht Jahre alt und außer Stande Ihnen eine Antwort zu geben, die auch nur den Werth einer Seifenblase hätte. — Diese Rede schien der Mann übel zu nehmen; er ging fort und ist seitdem nicht wiedergekommen.

Von anderen jungen Herren, die sich an mich drängen, wüßte ich eben nichts Besonderes zu erzählen; doch vertreiben sie mir die Zeit, welche einem, so scheint es mir, in Bädern, nach anfänglichem großen Behagen, bald lang werden kann.

Der — Gesandte Herr von — an den Kanzler von —

Die Nachrichten, welche Ew. Excellenz über die Liebesgeschichte und die Verlobung Ihres Herrn Sohnes

zugekommen sind, haben ihre völlige Richtigkeit: er hat mir Alles und Jedes umständlich bekannt. Anfangs so-lange er milde, schweigsam, zurückhaltend war, fürchtete ich die Tiefe und Unheilbarkeit des Uebels; sobald er aber, von mir etwas mehr bedrängt, in gewaltigen Eifer gerieth, von hartherzigen Vätern, zerstörtem Lebensglück, Einzigkeit der übervortrefflichen Geliebten sprach und erklärte: sein eiserner unwandelbarer Wille sei, sich in alle Ewigkeit nicht von ihr zu trennen, — da faßte ich große Hoffnung, er sei so wandelbar wie die meisten jungen Leute, seine fliegende Hitze werde bald vergehen und so wie Täuschungen ihn in diesen Liebeseifer hinein geführt hätten, würden verzeihliche Täuschungen ihn zu seinem Besten wieder heraushelfen können. Von Ew. Excellenz unbeschränkter Vollmacht Gebrauch machend, glaube ich mich für einen erwünschten Ausgang verbürgen zu können.

Möchten die Hoffnungen, welche Dieselben mir in Hinsicht auf meine Versetzung machen, ebenso glücklich in Erfüllung gehen.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Unter allen Gefühlen, die ein menschliches Herz bewegen können, ist die Liebe der Aeltern zu den Kindern das natürlichste, heilsamste, unvertilgbarste. Daß Kinder dieselbe nicht in gleichem Maße erwiedern, liegt wohl

in der Natur der Dinge; woher kömmt es aber, daß jene nur zu oft voraussetzen, der Vater sei ihrem Wohle entgegen, und womit habe ich dies von Dir verdient?

Ueber zwei Dinge waren wir zwiespältig gesinnt: über Deine Anstellung und über Deine Verheirathung mit Marie; und in Hinsicht Beider hast Du mir jetzt ja schon Recht gegeben. Denn Deine Abneigung gegen ernste Thätigkeit, Dein Wunsch patriarchalich das Land zu bauen, das hieß, in sentimentalem Nichtsthun zu schwelgen, ging nur aus der bedeutungslosen Angewöhnung an Marie hervor. Du nanntest dies Vegetiren und Verkommen — Liebe; ich hatte höhere Begriffe als Du von dieser Leidenschaft, oder vielmehr von diesem Lebenselemente und Lebenszustande. Denn wenn die Leidenschaft sich nicht befestigen, in einen bleibenden, Alles belebenden, Alles durchdringenden Zustand übergehen, sich darein nicht verwandeln kann, so ist sie vergänglich und oft verdammlich. Was ich hier von der Liebe behaupte, gilt auch vom Berufe, der Religion, von allem wahrhaft Großen und Edeln.

Nach anfänglichem schwächlichen Götzendienste mit Marie bist Du ungerecht und unwahr gegen sie geworden, und sowie Du Deinen frühern Irrthum durch übertriebenes Lob, willst Du den jetzigen durch übertriebenen Tadel rechtfertigen, und nicht einräumen, daß Dein Vater allein an dem richtigen, mittleren Standpunkte festhielt. Doch mag ich Dich nicht unbedingt verdammen, denn ich hoffe, der zweite Irrthum wird noch leichter zu beseitigen sein, als der erste.

Daß große Schönheit auf Dich großen Eindruck macht,

ich finde es natürlich; daß das Ursprüngliche einer unverdorbenen Natur Dich mehr anzieht, als das überall gleichartig ertönende Echo einer oberflächlichen Bildung, — wer könnte sich darüber wundern? Willst Du aber im Leben glücklich sein und bleiben, so lerne schon in der Jugend, daß man nicht jede Schönheit besitzen kann, und Jahre kommen, wo es lächerlich gefunden wird, sie auch nur zu bewundern. Lerne, daß die fremdartigsten, eigenthümlichsten Erscheinungen auf das lebhafteste reizen und Kopf und Herz beschäftigen können, ohne daß wir sie deshalb ganz in uns aufnehmen und lebenslang mit ihnen Hand in Hand gehen sollen.

Wie durftest Du Dich mit Wilhelminen insgeheim verloben? Es ist ja unheilbringend für Dich und für sie, lieblos gegen mich, rechtswidrig in Bezug auf feststehende, verständige Gesetze. Ich will jetzt nicht untersuchen, ja nicht einmal vermuthen, daß ihrerseits Eigennutz, Deinerseits bloßer Sinnenreiz mit im Spiele sei; aber glaubst Du denn, der Reichthum des Liebhabers, welcher der armen Geliebten so willkommen ist, könne die Frau nicht drücken und, im Vergleich mit ihrer ursprünglichen Armuth, das Gleichgewicht der Ehe stören? Oder bist Du Deiner so sicher, daß Dich dereinst nicht der beschämende Argwohn ergreife: das Mädchen habe Dich nur des Geldes halber vorgezogen?

Ebenso verhält es sich mit dem Abstande der Bildung. Was Dich jetzt reizt und erfreut, es wird Dich dereinst ärgern und zurückstoßen. Die Menschen bedürfen, um lange mit einander leben zu können, einer gleichartigen Entwickelung und ähnlicher Interesse. Der Euro-

päer geht zu den Wilden, man bringt die Wilden nach Europa; sie besehen sich wechselweise und der Ueberlegene experimentirt mit dem Schwächeren; aber ein näheres Verhältniß ist und bleibt unmöglich.

Losgerüttelt magst Du Wilhelminen vielleicht schon jetzt haben aus ihrem natürlichen Boden und angemessenen Umgebungen; aber anwachsen wird sie nicht in Deinem, und die leisen Dissonanzen, welche Dir jetzt fast willkommen und leicht auflösbar erscheinen, werden allmählig immer schreiender hervortönen und Eure Herzen zerreißen. — Deine Ueberlegenheit wird Wilhelminen drücken, ihr Zurückbleiben Dich ängstigen: ja, es werden Fälle eintreten, wo sie in Wahrheit höher steht als Du, wo sie Dir voraneilt; dennoch werdet Ihr Euch immer an der unrechten Stelle suchen und nie wahrhaft finden!

Wollte ich aber zugeben (was mir höchst zweifelhaft erscheint), Eure Naturen paßten und stimmten zuletzt ganz zu einander; so wirst Du doch nie mit ihren, sie nie mit Deinen Verwandten und Umgebungen in Harmonie zu bringen sein. Du kennst unsere Familien- und Staatsverhältnisse, sie werden durch eine Verbindung mit Wilhelminen sämmtlich und für immer zerrissen; ein Verlust, den Du jetzt angeblich aus Liebe, in Wahrheit aber lieblos, äußerst gering anschlägst, dessen Werth Dir aber von Tag zu Tag wieder fühlbarer werden und zuletzt unerträglich erscheinen muß.

Aus diesen, leicht zu mehrenden Gründen sehe ich in einer Verheirathung mit Wilhelminen Dein und ihr Unglück, und befehle Dir, die eingegangene Verbindung

auf eine möglichst milde, für das Mädchen unnachtheilige Weise zu lösen. Denn Irrthum und Schuld geht von Dir aus, es ist Deine Pflicht, das Uebel wieder gut zu machen, nicht es in falscher Consequenz maßlos zu vermehren.

Solltest Du meiner väterlichen, Dir so heilsamen Ermahnung nicht Folge leisten, so werde ich mich derjenigen Mittel bedienen, welche die Gesetze in meine Hand legen; ja im äußersten Falle mein Vermögen dem entziehen, der es verschmäht, der gute Sohn eines guten Vaters zu sein.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund!

Gemüthsbewegungen so gewaltsamer und verschiedener Art zerreißen mein Imeres dergestalt, daß ich nicht zu ruhigem Denken, viel weniger zu festem Beschließen kommen kann. Ich erhielt von meinem Vater den anliegenden Brief. Je mehr er in meine Ansicht einzugehen, sich in sie zu versetzen scheint, desto bitterer wird die Wiederlegung derselben, desto erschreckender sein am Schlusse fest ausgesprochener Wille. Vergebens hoffte ich, ein Brief Wilhelminens sollte, wie eine Art von Gottesurtheil, meinen Zweifeln ein Ende machen; sie aber, das Geschehene und meinen Zustand nicht ahnend, schreibt übermüthig von ihren alten und jungen Liebhabern, was mich vielleicht unter andern Verhältnissen ergötzt hätte, jetzt aber nur verletzen kann.

Morgen kehrt sie zurück; ich habe ein kleines Fest in ihrer Wohnung bereitet. Welche Freude, welcher Schmerz erwartet meiner!

Wilhelmine an Adelheid.

Der Aufenthalt in Teplitz mit seinen Freuden und Langweiligkeiten ist zu Ende, vorgestern kehrte ich und meine Mutter nach — zurück. Bernhard hatte meine Stube auf allerlei Weise verzieren, unter dem Spiegel eine Art Thron errichten, ihn mit Blumenkränzen umwinden und meinen Namenszug darüber anbringen lassen. Du kannst denken, wie mich das Alles freut, besonders wenn ich meine jetzige Wohnung mit der ehemaligen vergleiche. Zum Abend erlaubte er mir einige Gäste zu bitten: ich wählte nur die schlanke Friederike und Wilhelm, ihren zierlichen, aber nicht größeren Verehrer. Meine Tante konnte nicht kommen, schickte aber ihre beiden hübschen Kinder.

Bernhard, der schon am Tage verdrießlicher Amtsgeschäfte halber mißgestimmt war, ließ sich selbst des Abends durch unsere Fröhlichkeit nicht erheitern. Als ich, um seine übele Laune zu überwinden, ein Glas Wein auf seine und ein zweites auf der Mutter Gesundheit trank, und alle Uebrigen diesem Beispiele folgten, sagte er: es gebe Zeiten, wo Fröhlichkeit unzeitig sei. Diese, am Tage der Rückkehr einer Braut gewiß unzeitige Bemerkung nahm ich ohne Rüge hin, kam aber auf einen andern Einfall. Während nämlich Bernhard sich mit der

Mutter entfernte, um über einige Dinge zu sprechen, eilten wir, uns aus den neuen Schätzen meiner Garderobe zu costumiren und zu drapiren. Ich nahm gebührenderweise auf dem für mich bestimmten Throne Platz, die Kinder als Engel vor und neben mir, Wilhelm als heiliger Georg zur Seite; Bernharden endlich ward, als er eintrat, eine große Pelzpellerine umgehangen, um den Johannes in der Wüste darzustellen. Weil er dennoch verdrießlicher drein sah, als der dresdner Johannes, sagte ich ihm: Heiliger aus der Wüste, lege Dein Amtsgesicht ab und nimm Theil an unserer heiteren Begeisterung, sonst sollst Du künftig nur Heuschrecken essen und keinen Honig bekommen, am wenigsten von meinen Lippen.

Als ich sah, daß Bernhard's Gesicht noch ernster ward, während die übrigen lachten, sprang ich von meinem Throne hinab, gab ihm einen Kuß, dem heiligen Georg mit Seitenblicken auf Friederike einen zweiten, die meisten aber den hübschen Kindern, welche über den Scherz außer sich waren und gar nicht wieder in ihre gewöhnlichen Kleider hineinkriechen wollten.

Bernhard an Friedrich.

Ich weiß nicht, fordert Liebe die vollste, wechselseitige Aufrichtigkeit, oder ist es rathsamer und heilbringender, der Geliebten Mancherlei zu verschweigen? Das letzte habe ich gethan: denn was sollte Wilhelmine durch Mittheilung meiner Sorgen gewinnen? Sollte sie auf

meinen Vater schelten? Mich trösten? Sich von mir abwenden? Wird meine Last geringer, wenn ich ihr einen Theil aufwälze?

Jedenfalls folgte aber aus meinem Schweigen, daß sie gestern Abend meinen Ernst nicht verstand, und ihre Heiterkeit mich auf das Wehmüthigste berührte. Mehr als je, schien sie sich als die Meine zu betrachten, ja fest auf mich, wie auf ihr eigenstes Besitzthum hinzublikken. Sie ahnete nicht, welche Gefahr ihr und mein Glück zu untergraben droht.

Nebst einigen Andern kam sie auf den Gedanken, Correggio's heiligen Georg darzustellen und wies mir bedeutsam die Rolle des Johannes zu. Als sie von ihrem Throne in glänzender Heiterkeit herabschaute, mich mit siegreicher Kühnheit aufforderte, nicht des Ernstes, sonunserer Liebe zu gedenken; — sie war von einer unbeschreiblichen Schönheit, und mein Herz von Freude und Schmerz zugleich so erfüllt und gepreßt, daß ich fürchtete, todt zu ihren Füßen niederzufallen.

Ich kann, ich darf, ich will nicht ohne sie leben. Mein Schweigen mag meinem Vater erweisen, daß, wenn seine Weltklugheit ihn weiter in die Ferne schauen läßt, ich das Nächste besser erkennen: mein und Wilhelminens Herz.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Dein Schweigen, mein Sohn, beweiset mir, daß Du Deine Leidenschaft zwar noch nicht bezwungen hast,

mein Brief jedoch Zweifel und ernstes Nachdenken herbeiführte. Gern ließe ich Dir mehr Zeit, um allmählig auf den richtigen Weg zurückzukehren; aber eine Krankheit, die mir meinen nahen Tod verkündet, zwingt mich schneller auf jenen Gegenstand zurückzukommen.

Ich habe ohne Leidenschaft und Vorurtheile nochmals Alles abgewogen, was sich für und gegen Deine Verheirathung mit Wilhelminen sagen läßt, und bin mehr als je überzeugt, daß sie zu Deinem und ihrem Unheile gereichen würde. Nun könnte ich, wie es sonst wohl öfters geschehen ist, zur Abschreckung meinen Fluch über Euch aussprechen; vielleicht aber reizte Dich dies nur zu hartnäckigem Widerspruch, oder erschiene Dir doch als ein unverständiges, tyrannisches Hinausgreifen über die Grenzen dieses Lebens. Daher spreche ich nur in der Form einer Bitte, eines Wunsches. Aber ein so ausgedrückter Wunsch eines sterbenden Vaters gilt einem guten verständigen Sohne noch mehr, als der harte Befehl eines lebenden.

Schon zu der Zeit, als Du mit jugendlicher Uebereilung Mariens Werth zu hoch anschlugst, machte ich Dich auf Christine von — aufmerksam. Ich habe sie seitdem noch genauer beobachten und kennen gelernt. Der Gedanke, daß sie meine Schwiegertochter werden möge, daß sie eher als irgend ein weibliches Wesen Dich glücklich machen könne, ist bei mir fest gewurzelt; und wenn Du beharrlich widersprichst, muß ich sie und mich dadurch entschädigen, daß ich sie zur Tochter annehme.

Traust Du meinem Urtheile über ihren Werth nicht,

so befrage Deinen Freund Friedrich; er wußte sie früher und richtiger zu würdigen als Du, ja, er hatte ihre Vorzüge wol schon zu der Zeit erkannt, wo ich noch Beobachtungen anstellte, um mich von deren Dasein zu überzeugen.

Wer weiß, ob ich eine Antwort auf diesen Brief noch erlebe; ich scheide aber von Dir mit der Ueberzeugung, Du werdest sie über kurz oder lang so ertheilen, wie es Dein treuester Freund zu erwarten berechtigt ist.

Wilhemine an Adelheid.

Ich habe durch Bernhard mehrere vornehme Männer kennen gelernt. Alle haben gute Lebensart, das heißt Einer macht dieselben Bücklinge wie der Andere, und sagt mir dieselben Süßigkeiten, Glückwünsche, oder verdeckten Spöttereien. Wahrlich, die Häßlichen sind in jeder Beziehung besser daran als die Schönen; wenigstens langweilt und ärgert sie Niemand durch Reden und Betrachtungen über ihre Häßlichkeit. Lieber als diese Visiten und dies Geschwätz ist mir das Schauspiel, wohin mich Bernhard oft führt, oder mit meiner Mutter gehen läßt. In der Regel sucht er nachher über Gang, Werth und Bedeutung des Stückes ein Gespräch anzuknüpfen, oder das zu thun, was die Leute kritisiren oder recensiren nennen. Ich benehme mich aber dabei sehr ungeschickt, und mein Hauptvergnügen ist gewöhn-

lich verschwunden, wenn er mir gezeigt hat, warum ich mich nicht freuen soll.

Noch schlimmer geht es mir mit der Oper; denn während Bernhard mir beweiset, daß sie gar nicht da sein sollte, bleibe ich dabei, wenn er Recht hätte, würde sie gar nicht da sein. Am ersten will er noch die großen ernsten Opern dulden, wie die Vestalin oder Olympia; ich dagegen preise Mozart's Figaro und sein: „So machen sie es Alle;" unbekümmert um jede Einrede Bernhard's über Form und Inhalt. Diese Opern sind für mich in der Musik, was Correggio in der Malerei und der Sommernachtstraum in der Dichtkunst.

Du siehst, wie gelehrt ich werde und mit welcher Kühnheit ich Dinge behaupte und vertheidige, von denen ich eigentlich gar nichts verstehe.

Gestern bot mir Bernhard am Schlusse eines Streites über jene Oper ein bedeutendes Geschenk, wenn ich sie gar nicht mehr sehen wolle; mich verdroß aber die Art, wie er mir dieses Vergnügen abkaufen und mich von meinen Lieblingen trennen wollte. Meine beharrliche Weigerung schien ihn zu verdrießen; soll ich ihn denn aber in seinen Grillen bestärken, oder mir selbst dergleichen zu wechselseitiger Qual einimpfen? Wenn er mich oft im Scherze Frau Baronin von — nennt und einen Brief so an mich adressirt hat, darf ich wol auch das Frauenrecht geltend machen, welches keine blinde Unterwerfung fordert und billigt. Jenem Briefe war ein lächerlich großes Familienwappen aufgedrückt, als solle es anzeigen, aus welcher Niedrigkeit ich stamme und zu welcher Größe ich erhoben werde.

Bernhard hat lange seines Vaters nicht erwähnt; es müssen also von diesem und der übrigen Familie keine neue Einwendungen gegen meine geringe Person gemacht worden sein. Doch fürchte ich mich vor ihnen Allen, ja selbst vor Bernhard, wenn ich bedenke, daß er vielmehr zu ihnen als zu mir gehört, und mich zuletzt nur liebt, weil ich anders bin als jene.

Bernhard an Friedrich.

Mit der Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt ich die anliegenden so milden und doch so strengen Worte des Scheidenden. Mein Schmerz war ohne Grenzen, und ich fand um so weniger Trost bei Wilhelminen, als sie dergleichen Stimmungen nicht begreift und ich Bedenken trage, ihr alle Gründe derselben mitzutheilen.

Es giebt eine Seite, von welcher mir der Tod meines Vaters als Gewinn erscheinen kann, ja muß: daß ich nämlich dadurch unbeschränkter Herr meiner selbst geworden bin. Diese Betrachtung trat nach einigen Tagen so sehr bei mir in den Vordergrund, daß ich ruhiger wurde. Wiederum führte mich diese Ruhe zu einer verständigeren Betrachtung der Wichtigkeit seiner letzten Wünsche und Gebote, und zu einer Unentschlossenheit, mit welcher Mißstimmung des Gemüths fast nothwendig verbunden ist. Wilhelmine, welche die Gründe derselben nicht vollständig kennt, scheint sie durch verdoppelte Hei-

terkeit, ja selbst durch Uebermuth austreiben zu wollen, der mich indessen öfter verletzt, als bekehrt.

Sonderbar, viele Dinge und Erscheinungen sind ihr in der That ganz neu und treten zum ersten Male vor ihre Seele, so z. B. Kunst, Literatur, vornehmer Umgang; — zum rechten Erkennen derselben gehört also Belehrung, Vergleichung, Reflexion. Deßungeachtet haftet jener erste unmittelbare Eindruck, jene erste Erscheinung so fest und bestimmt, ihr Urtheil ist, ich möchte sagen, so eigensinnig, daß alle Bemühungen es zu läutern und zu erweitern vergeblich bleiben und mir schon der Gedanke in den Kopf gefahren ist, ob es nicht besser sei, sie nur innerhalb ihrer ursprünglichen Kreise anspruchslos zu entwickeln.

So habe ich nicht umhin gekonnt, sie einigen Diplomaten vorzustellen. Anstatt aber durch die gewandte Beweglichkeit des Einen, den hohen Ernst des Zweiten und das einschmeichelnde Gespräch des Dritten angezogen zu werden, nennt sie übermüthig den Ersten einen Hampelmann, den Zweiten einen Nasenrümpfer und den Dritten einen Honigkuchenritter. Suche ich ihr Beobachtungsvermögen zu stärken, mache ich sie auf die interessante Verschiedenheit dieser Männer aufmerksam, so beharrt sie dabei: Alle seien aus demselben Teige gebacken und vom Kuchenbäcker nur verschieden garnirt worden.

Aehnliche Streitfragen haben wir über die Oper. Hier, wie so oft, genügt es ihr, daß etwas *ist*; sie fragt nicht, ob etwas *sein soll*; ein Verfahren, wobei man in der Empirie seßhaft und das Ideal verborgen bleibt. Von Allem, was ich ihr aus den ästhetischen Theorien

mittheilte, hat ihr nur Eins Freude gemacht und sich ihrem Gedächtnisse eingeprägt: nämlich der Voltaire'sche Satz, daß das Langweilige immerdar nichts tauge. Wenn ich ihr alsdann beweise, daß das persönliche Urtheil des Einzelnen hierüber gar keine wahrhafte, entscheidende Regel gebe, beharrt sie dabei: sie könne ihre Empfindung nicht unempfunden machen, lasse jedem seine Weise und wolle so wenig Regeln geben, als sich aufdringen lassen.

Als ich ihr letzthin mit Gründen darzuthun suchte, Rafael sei ein größerer Maler als Correggio, antwortete sie: es mag so sein, im Fall Du beide untereinander vergleichst; ich aber vergleiche sie mit mir. Wenn also Jener hundert Fuß und Dieser fünfundzwanzig Fuß hoch ist, und ich (einen Fuß hoch) ihnen gegenüber stehe, so ist mein Mißverhältniß zu Correggio viel geringer, als zu Rafael; darum übersehe und verstehe ich ihn besser, und es wäre ein unfruchtbares Bemühen, wenn ich meiner Länge etwas zusetzen wollte.

Ebenso wenig kann ich Wilhelminen über das Verhältniß von Sittlichkeit und Kunst zur rechten Erkenntniß verhelfen. Sie leugnete mir z. B. zwar die Zweideutigkeit des Figaro keineswegs ab, behauptete aber: es sei dies nicht wichtiger, als ob Correggio auf grober oder feiner Leinwand gemalt habe. Mozart's Melodien solle ich hören, nicht die Buchstaben lesen: jene seien so heiter, klar, durchsichtig, wohlthuend, wie der schönste Frühlingstag; in solcher Luft möge sie immer leben, und wer sich hier vor moralischer Erkältung fürchte, habe den Schnupfen oder Ohrensausen schon vorher gehabt.

So mein Freund, habe ich täglich Gelegenheit, Ver-

suche und Betrachtungen an mir und über mich und meine Braut anzustellen, und ich hoffe, Du wirst es nicht als einen Rückschritt betrachten, daß wir nicht immer Unisono, sondern bisweilen auch zweistimmig singen.

Nur Einzelnes bleibt mir bisweilen ganz unverständlich, so z. B. als sie letzt in Schmerz sagte: Max habe des Kaisers Dragoner ohne Noth aufgeopfert; als sie im Ernst, ja fast mit Leidenschaft, behauptete: Thekla habe ihre Mutter schlechterdings nicht verlassen sollen. Wenn Wilhelmine in solchen Wechselfall gesetzt würde; sie wäre wahrlich im Stande, die Poesie ohne Rückhalt zu verleugnen.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard's Vater ist gestorben. Zwei Tage lang war er fast von Sinnen, den dritten aber schon wieder ganz ruhig. Mir unbegreiflich: wenn ich so wäre, aber er!

Mein Leichtsinn oder leichter Sinn mag tadelswerth sein; aber er gehört nicht zu meiner Natur; Launen hingegen, plötzlich und ohne genügenden Grund wechselnde Stimmungen, kann man doch nie zur eigentlichen Natur eines Menschen zählen. Jeder sollte sie auszutilgen und Haltung in sein Leben zu bringen suchen.

Eben geht Bernhard von mir; er hat mich sehr erschreckt. Denke Dir, binnen vierzehn Tagen soll ich mit ihm nach — abreisen, um uns dort trauen zu lassen und unseren Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Ich habe,

von Tage zu Tage heiter lebend, dem Gedanken der Heirath wenig nachgehangen und am wenigsten damit die Versetzung in ein anderes Land in Verbindung gebracht. Jetzt erklärt Bernhard: er wolle und müsse sein hiesiges Amtsverhältniß aufgeben und in seine Heimath zurückkehren.

Daß ihm nicht viel daran liegt, die Mutter mitzunehmen, habe ich ihm wol angemerkt, aber mich gestellt, als hätte ich nichts gemerkt. Es steht geschrieben: man werde Vater und Mutter verlassen, um einem Mann anzuhangen; denn jene Beide helfen und stützen sich noch untereinander. Aber die einzeln stehende, verlassene Mutter zu verlassen, wäre für jede Tochter eine Sünde; wie vielmehr für mich, da sie allein durch meine Sorgfalt erhalten wird und eine Trennung von ihr mir unerträglich fallen würde. — Und was hilft es, wenn ich Bernharden dahin bringe, daß er sie mitnehme, da sie um keinen Preis — verlassen will und alle Aerzte einstimmig versichern: das Wohnen in jenem kalten, kalten Lande bringe ihr auf jeden Fall schnellen Tod.

Ich muß zunächst die Sache, bis zur völligen Herstellung der Mutter, in die Länge ziehen.

Bernhard an Friedrich.

Vor einigen Tagen erklärte ich Wilhelminen, wir wollten Beide binnen kurzer Frist — verlassen und uns in — ansiedeln. Anstatt sich, wie ich wol erwarten durfte, über diese nahe und günstige Entscheidung ihres

Schicksals zu freuen, erschrak sie sichtbarlich, ich glaube aus Furcht sich von ihrer Mutter zu trennen. Bei einer Ehe, wie ich zu schließen im Begriff bin, ist aber ein großer Anhang von Verwandten unbequem, und es erscheint rathsamer, dieselben in sorgenfreier Entfernung zu halten, als sie in den Kreis des engsten Umgangs hineinzuziehen. Ich hielt dies um so eher für möglich, da Wilhelmine ein Kind armer Aeltern und nur von ihrer Mutter adoptirt ist. Sollte indeß meiner Braut sehr viel daran liegen, sich nicht von dieser zu trennen, werde ich ihren Wünschen keineswegs widerstreben.

In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief Wilhelminens, des Inhalts: es sei ihr ganz unmöglich, ihre Mutter zu verlassen, dieser aber (nach einstimmingem Urtheile der Aerzte) unmöglich, vor ihrer Herstellung eine Reise nach — zu unternehmen. Sie bitte also, diese und die Heirath vor der Hand aufzuschieben.

Was soll ich hierzu sagen? Die Krankheit der Mutter scheint von der Art zu sein, daß sie schwerlich jemals eine völlige Herstellung erwarten läßt. Ist es denn nun Wilhelminen angenehmer, Krankenwärterin, als meine Frau zu sein? Liebt sie ihre Pflegemutter mehr, als ihren Bräutigam? Oder giebt es gar andere Dinge, die sie beschäftigen und festhalten? Auf jeden Fall erscheint es unpassend, sie allein hier zu lassen, und doch muß ich schlechterdings eine Reise nach — antreten.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard hat, obwohl ungern, eingewilligt, daß ich mich von meiner Mutter nicht trennen und — sie vor ihrer Herstellung nicht verlassen soll. Er selbst wird seine Reise indeß bald antreten und nach einiger Zeit zurückkehren.

Seitdem mir dieser Stein vom Herzen ist, lebe ich doppelt heiter, ja fast ausgelassen. So kam dieser Tage Friederike zu mir und bat mich so geheimnißvoll als dringend, Abends die Oper zu besuchen; ich würde daselbst Neuigkeiten sehen und hören. Ich war darauf gerade nicht sehr neugierig, allein man gab Figaro, und Bernhard erzählte mir: er sei den Abend ausgebeten. Auf seine Bemerkung, ich würde doch zu Hause bleiben, sagte ich: soll ich nicht Deinem Beispiele folgen? und als er hierauf etwas erwiederte, das fast eifersüchtig klang, gab ich zur Antwort: Verbotenes thut man am liebsten.

Ich saß mit der Mutter auf meinem gewöhnlichen Platze und wartete anfangs auf Friederiken's Neuigkeiten; bald aber dachte ich nicht mehr daran, sondern hörte nur die heitern Melodien, und träumte in meinem Innern weiter und weiter. Anfangs sah ich die Schnee- und Eisfelder, die bereiften Bäume meines neuen Vaterlandes; dann flatterte der Schnee aufwärts in die Lüfte und verwandelte sich in silberne Wölkchen, auf denen ich einherfuhr, aller irdischen Bedenken, Sorgen und Lasten entledigt. Das Eis fing an sich zu bewegen, im Wiederschein des erwärmten Himmels erhoben

sich die Wassernixen aus den blauen Wogen und winkten den Luftgeistern, welche mich umschwärmten. Die früher bereiften Bäume trieben jetzt Knospen, Blätter und Früchte hervor, der Duft der Orangen und Myrten stieg aufwärts; tanzend nahten sich wunderbar geschmückte Jünglinge und Mädchen, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich zu einem Zauberer, den ich wieder zu erkennen glaubte und der mir sagte: so leben wir hier Jahr ein Jahr aus, ein Leben das für die armen umnachteten Erdgebornen nur in einzelnen Augenblicken hervorblitzt, und das sie dann wehmüthig einen Sommernachtstraum nennen.

Ich weiß nicht, wie lange ich so noch fortgeträumt hätte, da ging die Thür auf, ein Herr nahte sich mir und bat um die Erlaubniß, mich nach Hause zu bringen. Schon hierüber, noch mehr aber zürnte ich, als er meine Hand ergriff und sie zärtlich drückte. Auf meine heftige Zurückweisung lachte er fast laut und sagte: Minchen, kennst Du mich denn nicht? Es war Friederike im Anzuge ihres Bräutigams.

Lustig verließen wir die Oper, bei einer Wendung sagte indeß Friederike erschreckt: ich glaube, da steht Bernhard und zog uns in ein Haus, das einen wenig bekannten Durchgang darbietet. So kamen wir in unsere Wohnung und legten uns rasch zu Bett. Friederike hat sich indessen sicherlich geirrt, denn Bernhard würde sonst nach seiner Weise gründliche Betrachtungen angestellt und gründliche Auskunft verlangt haben.

Bernhard an Friedrich.

So ist denn Gewißheit geworden, was ich längst ahndete: Wilhelmine ist eine Treulose! Meine Liebe so zu täuschen, meine Wohlthaten so zu vergelten; es ist unglaublich, schändlich und doch nur zu wahr und wirklich! — Verlange keine Erzählnng, keine Beweise; soll ich in meinen eigenen Eingeweiden wühlen, mein Herz nicht blos durchbohren lassen, sondern auch selbst durchbohren?

Wiederum liegt die einzige Labung und Errettung darin, daß ich meinen Schmerz austoben, meinem Zorn freien Lauf lasse. Nur dadurch kann ich mich wieder aufrichten, daß ich Alles das Unwürdige mit Füßen trete, was ich zeither götzendienerisch verehrte.

Ich schrieb Dir schon, daß Wilhelmine eine übertriebene Vorliebe für gewisse Opern hegt, welche mir, wenn nicht aus ästhetischen, doch aus moralischen Gründen mißfallen. Ich erklärte ihr vor einigen Tagen den Wunsch, sie möge eine derselben nicht besuchen; und der Wunsch eines Bräutigams sollte doch wol so viel gelten, als der Befehl eines Ehemanns. Sie antwortete zweideutig, und hielt sich für sicher, da ich vorgab, den Abend in Gesellschaft zubringen zu müssen. Statt dessen ging ich in die Oper, setzte mich in einen Winkel ihrer Loge gegenüber, und hatte bald den Verdruß, sie mit ihrer Mutter eintreten zu sehen. Mit meinem Fernglase konnte ich jede ihrer Mienen erkennen. Anstatt wie gewöhnlich, die frivole Darstellung mit Schmerz

und Lachen zu begleiten, sah sie schmachtend gen Himmel und zwar in Liebesträumereien versunken, bis der erwartete Verehrer eintrat. Nun folgte Scherz und Lachen in verdoppeltem Maße. Ich saß wie vom Schlage gerührt, besinnungslos und versteinert, bis ich gewahrte, daß Alle noch vor dem Schluß der Oper aufbrachen. Ich stürzte nach, sehe mit eigenen Augen, wie Wilhelmine ihrem Begleiter, einem blutjungen Fant, zärtlich am Arme hängt, ihm lachend die Hand drückt, ja, wie sie wähnt unbemerkt, auf öffentlicher Straße einen Kuß giebt! Und die arge Mutter läuft sorgenlos und gefühllos nebenher! Endlich gehen Alle, scheu sich umsehend, in ein Haus; ich eile nach, stoße mir aber in der Finsterniß den Kopf so heftig, daß ich zurücktaumele; als ich wieder zu mir selbst komme, sind Alle verschwunden. Vergebens warte ich mehre Stunden auf ihre Rückkunft, die Nacht wird, mir zum Spott und Hohn, in Lust und Wollust verbracht, und die Heuchelei ist schon so bei Wilhelminen ausgebildet, daß ich am andern Tag kaum eine leise Verlegenheit auf ihrem Gesicht bemerke.

Ich schwieg, denn *sie* hätte reden, entschuldigen, erklären, sich rechtfertigen sollen. Vorgebend auf einige Tage verreisen zu müssen, stelle ich meine Späher rund um Wilhelminens Wohnung auf, und verweile in der Nähe, um bei der Hand zu sein. Bald berichtet man mir: es sei ein Herr in das Haus gegangen; es war nicht der junge Fant des vorigen Tages, sondern ein langer, bejahrter Mann, den sie, ich konnte es deutlich hören, freundlich entließ. Die Treppe wieder hinabschleichend, begegnet mir ein Dritter, der nach ihrer Wohnung

fragt. Bereitwillig nehme ich ihm ein Billet zur weiteren Besorgung ab, öffne es nach seiner Entfernung und lese: „Liebes Miendchen! Ihre bekannten Freunde sind heute am bekannten Orte versammelt, um sich lustig zu machen. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, Ihrem pedantisch-sentimentalen Liebhaber eine Nase zu drehen und sich, worauf wir Alle rechnen, bei uns einzufinden."

Nun konnte ich mich nicht länger halten, stürze hinauf, reiße fast die Klingelschnur ab, dringe vor in ihr Zimmer und sage ihr Alles, was gutes Recht, Eifersucht und Zorn mir eingegeben. Anfangs schien sie erschreckt und zerknirscht zu sein; dann aber nahm sie zu dem gewöhnlichen Mittel der Treulosen ihre Zuflucht, leugnete alle eigene Schuld und machte mir bittre Vorwürfe, daß ich Gesellschaft und Reisen vorgegeben habe, um sie zu belauschen, daß ich Gesindel als Spione gegen sie aufstelle und handgreiflichem Betruge Glauben beimesse. Ein Mädchen, Herr von —, so schloß sie ihre Rede, daß Sie so behandeln, will nicht Ihre Braut sein, kann nicht Ihre Frau werden. Sie sind aller Verpflichtungen gegen mich, ich bin aller Verpflichtungen gegen Sie entledigt. — Mit diesen Worten zerriß sie das Billet, was ich ihr gegeben, warf mir die Stücke zu Füßen, ging in das andere Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

Durch diese unwürdige Behandlung von neuem aufgebracht, eilte ich zu meinen Freunden bei der Gesandtschaft, die mich schon oft gewarnt, ja verspottet hatten; ich ging endlich zum Gesandten selbst und erzählte ihm Alles. Er gestand, durch Späher Wilhelminens Wandel

ebenfalls erforscht zu haben und schien das Geheimniß jener verliebten Bestellungen zu kennen. „Um Sie nicht noch tiefer zu kränken, sagte er zuletzt, will ich von allem Einzelnen schweigen; aber Glück, junger Mann, muß ich Ihnen wünschen, daß Sie diesen Täuschungen entrissen werden, bevor Ihr ganzes Lebensglück dadurch gestört ist. Der Wunsch, ja der Befehl Ihres Vaters wird Ihnen von jetzt an im rechten Lichte erscheinen und dem kurzen Irrthum eine lange ruhmvolle Laufbahn und eine Ehe folgen, wie sie Ihrer und Ihrer Familie würdig ist. Um Ihren Schmerz schneller zu lindern, müssen Sie sich von hier entfernen, und es ist mir eine angenehme Pflicht Ihnen zu sagen, daß Sie, wichtiger Aufträge halber, schon morgen nach — abreisen werden".

Mir war dieser Befehl willkommen; mit zwei Worten schrieb ich der Mutter, daß ich Wilhelminens Aufkündigung unseres Verhältnisses annehme, und von weiterer Unterstützung nicht die Rede sein könne. Bevor Reue und Noth sie nicht gezwungen hat, sich von schlechtem Wegen abzuwenden, halte ich es für Unrecht, irgend eine frühere Zusicherung zu erfüllen; Wilhelmine würde dadurch nur in ihrem verdammlichen Lichtsinne bestärkt werden.

Zweite Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Du klagst, daß ich Dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, und Du hast Recht; aber was soll ich schreiben? Seit die Geschichte mit Bernhard aus, ganz aus ist, lebe ich, ich weiß nicht ob vergnügter, ob trauriger, ob ernster, ob leichtsinniger. Auch läßt sich ja nicht Alles niederschreiben, was man thut, und Vieles würde man nicht thun, wenn man es sogleich niederschreiben müßte. Alte und Junge, Vornehme und Geringe, von den Prinzen bis zu — ich weiß nicht wen — nehmen Antheil an meinem Schicksale, und möchten mich kennen lernen, mir ihre Theilnahme beweisen. Bisweilen glaube ich an jenem Antheil und freue mich darüber; dann fällt mir ein, daß sie mich wol für ein herrenloses Haus und eine leichte Beute halten, und darüber gerathe ich in ernstes Nachdenken, bis mir alle Gedanken vergehen.

In der Lage, in welcher ich bin, ist es am besten, ich denke gar nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

Ach liebe, liebe Adelheid! im Sprechen kann man einem Alles begreiflich machen, nachweisen, entschuldigen, rechtfertigen; aber im Schreiben! Ist es denn ein Glück oder ein Unglück schön zu sein? Die Häßlichen werden wenigstens nie von den Häßlichen gesteinigt, und brauchen nicht zu beten: Herr, führe mich nicht in Versuchung! Aber die Tugend, die Keuschheit der Häßlichen, wie weit ist sie denn eine Tugend?

Wenn einer meine Schönheit preiset, meint er denn mich? Er denkt an sich: ich soll ihm danken, die Schärfe seines Urtheils eitel anerkennen, ihn dafür liebenswürdig finden, ihm leibeigen werden an Leib und Seele. Doch nein, nicht an der Seele; denn wer fragt danach: sind mir doch selbst Leiber wie Seelen ganz gleichgültig.

Doch was schreibe ich durcheinander, und nicht das was ich schreiben wollte!

Seit mehreren Monaten ist meine Mutter schwer erkrankt. Gemüthsbewegungen mancherlei Art, Bedenken daß sie nicht vorsichtiger für meine äußere Lage gesorgt habe, daß alle Aussichten verschwunden sind; dies und Aehnliches haben ihre ohnehin schwache Gesundheit fast ganz zerstört. Ich warte und pflege, und tröste und beruhige sie fast Tag und Nacht: ich fühle, daß ich eigentlich keinem Menschen auf Erden herzlich zugethan bin und niemals zugethan sein werde; auf sie allein wendet sich alle meine Liebe, deren ich fähig bin. Die Männer! sonst waren mir Alle gleichgültig, jetzt sind sie mir auch verächtlich. Daß sie die Tugend nicht achten, darf ich

es tadeln? aber die Schönheit, welche sie anbeten, ist ihnen noch nicht einmal ein Götzenbild; denn sie wollen sie ja frech untergraben und zerstören. Mir fehlt der Sinn für Schönheit — oder ich habe ihn verloren und verlieren müssen; aber hätte ich ihn und wäre ein Mann, mir würde solch Treiben unbegreiflich, widerwärtig sein.

Nein, nicht die Schönheit, nicht die Leidenschaft kann mir jemals gefährlich sein. Wenn aber dies Alles nicht, was denn? Man kann nichts wissen, nichts fühlen, was man nicht erlebt hat, aber es giebt im Leben sowie allmälige Entwickelungen, so auch Sprünge, plötzliche Erfahrungen.

Aus meiner einfachen, beschränkten Lebensweise ward ich durch Bernhard plötzlich in eine Welt anderer Genüsse versetzt, und der Genuß ward zum Bedürfniß. Ein Leben ohne Bedürfnisse und Genuß erschien mir nunmehr geringhaltig, unbedeutend — und, zum ersten Male im Leben, die Armuth als ein großes Uebel, der Reichthum als ein Glück. Und doch hatte ich jene noch nicht erfahren!

Die Krankheit der Mutter verdoppelte die Ausgaben, die entbehrlichen Stuben blieben unvermiethet, das Geld ging zu Ende, und die Möbel — unser bestes Capital und der Mutter einzige Freude — hinter ihrem Rücken loszuschlagen, durfte ich es wagen, und was hätte es geholfen?

In solcher Lage gehe ich eines Abends mit einem Recept für die Mutter in die Apotheke, und hoffe, die wenigen Groschen meines kleinen Geldbeutels werden zur Bezahlung hinreichen. Aber der Arzt, getäuscht durch

den Schein unseres fortdauernden Wohlstandes, oder weil wirklich nur theure Mittel helfen konnten, hatte ein Recept verschrieben, wofür der Apotheker drei Thaler verlangte. Bei dieser Forderung, die mein ganzes Vermögen weit überstieg, stürzten mir die Thränen aus den Augen und wenige Worte reichten hin, meine Verlegenheit auszusprechen. Da wandte sich ein Mann um, der an einem andern Tische stand, betrachtete mich eine Zeit lang, wie erstaunt, gab dann das Geld dem Gesellen und sagte: morgen um diese Zeit bin ich wieder in dieser Gegend, wo Sie mir dann meinen Vorschuß erstatten können.

Erfreut, beschämt, beruhigt, geängstet eilte ich nach Hause. Als nun aber der andere Tag kam, was sollte ich thun? Wegbleiben, weil ich kein Geld hatte, oder hingehen und Alles erzählen? Ich that das Letzte! — Der Himmel hat seine Gaben so reich und mannigfaltig vertheilt, und jede erscheint erfreulich an sich und trägt ihre Früchte. Ist denn die Schönheit nun nicht auch eine Gabe des Himmels? Ist sie es nur für den Beschauer, nicht für den Besitzer? Hat der Elende, der Habelose, der Hungrige eine Pflicht, todte Capitale festzuhalten und jeden unschuldigen Ertrag von der Hand zu weisen?

Ach, liebe Adelheid, ich weiß nicht, wo meine Betrachtungen anfangen, noch wo sie enden werden. Wie Pflanzen in beschnittenen sich hin und her windenden Hecken alle Eigenthümlichkeit, alle Physiognomie verlieren und nirgends etwas kenntlich hervortritt, um sich daran aus dem Labyrinthe herauszuwinden, so gehen die Men-

schen jetzt physiognomielos an mir vorüber; ich sehe sie nicht, ich höre sie nicht; mögen sie Heller oder Goldstücke sein, ich erkenne überall nur dasselbe nichtssagende Gepräge!

Warum schelten die Leute so viel auf die Leidenschaften? Hätte ich nur eine recht große, ächte Leidenschaft, sie würde mich erneuen, beglücken. Ich bitte bisweilen den Himmel inbrünstig, daß er sie mir sende; und dann finde ich diese Bitte selbst wiederum nicht blos unrecht, sondern auch lächerlich und abgeschmackt.

Mit welchem Leichtsinn sagt nicht Manche einem ihrer Verehrer, er sei der Einzige; wie geschickt weiß sie ihm aus seiner Eigenliebe heraus zu beweisen, warum sie ihn vorzugsweise erwählte; oder hat er einmal argwöhnische Stunden, so giebt sie ihm Räthsel auf, die den Verstand beschäftigen und unmerklich auch den Klügsten in einen Thoren verwandeln, der sich nach Willkür gängeln läßt.

Wenn nun Jemand dies Alles thäte und vermöchte, wäre es mehr lustiger Leichtsinn, oder Gleichgültigkeit, oder Angewöhnung, oder Sünde? Auf keinen Fall kann viel Abwechselung dabei sein. Alles läuft zuletzt auf Dasselbe hinaus.

So lebe ich jetzt einen Tag wie den andern, und nur wenn ich an Dich schreibe, komme ich zur rechten Besinnung, und wenn ich für die Mutter sorge zur nützlichen That. Daß ich Alles, Alles ihr opfere, und selbst nichts habe, verlange, liebe als sie, giebt mir Muth und Heiterkeit und erhebt mich über alle Langeweile, ja über alle Vorwürfe und alles Widerwärtige hinaus.

Bernhard an Friedrich.

Endlich erfuhr ich den Ort Deines Aufenthalts und kann Dir schreiben. Besser vielleicht, ich thäte es nicht; aber ich muß, ich muß!

Seit sechs Wochen bin ich mit Christinen verheirathet, wie es unsere beiderseitigen Aeltern gewünscht, ja vorgeschrieben haben. Die Befolgung dieses Wunsches oder Befehls gereicht uns Beiden zur Beruhigung; auch giebt alle Welt ihren Beifall zu erkennen, lobt meinen Entschluß und beneidet unseren Reichthum. Letzteres mit Recht; denn wäre wol sonst etwas zu beneiden, wenn nicht der Reichthum?

Was ist aus meinen begeisterten Hoffnungen oder, wenn Du willst, aus meinen Träumereien geworden! Hätte ich es vor Jahr und Tag für möglich gehalten, daß ich eine Frau nehmen sollte, die ich, die mich nicht liebte? Und doch ist an uns Beiden nichts Wesentliches auszusetzen: Christine hat Geist, Verstand, Character, gute Sitten, Talente und Gott weiß was sonst. Warum macht das Alles auf mich so wenig Eindruck, als wenn ich in einer fremden Sprache reden höre; warum hingegen durchzuckt mich noch jetzt jeder Gedanke an Wilhelmine, warum zerreißt er mir, wie ein Blitzstrahl, zugleich Kopf und Herz? Warum kann ich sie nicht lieben, warum kann ich sie nicht hassen? Warum werde ich noch immer zu ihr hingezogen, während ich sie verachte? Erlöse mich aus diesem vernichtenden Zwiespalt, daß, wenn ich nicht ein ganz neues Leben beginnen kann, mir wenigstens diese offene Wunde zuheile, diese Folter mich verlasse.

Habe ich denn nicht überlegt, geprüft, beschlossen, gehandelt? Weshalb, wozu komme ich immer wieder auf das Abgethane zurück!

Du bist unbefangener, unparteiischer: ich beschwöre Dich, eile nach — und schaffe mir durch Mittel aller Art Wahrheit und Licht. Doch nein: Du bist befangen, parteiisch; denn bittere Erfahrungen haben Dich ja in einen Weiberfeind verwandelt, und Du hältst es für den Triumph männlicher Freiheit, sich niemals ihnen hinzugeben; Du siehst Frauen und Mädchen nicht wie sie sind, sondern wie Du sie aus eigner Kraft sehen willst. Und was wirst Du diesmal wollen? Mich beruhigen, indem Du bekräftigst, Wilhelmine sei verächtlich? Denke nicht an mich, an meine Verhältnisse, an das Geschehene; sondern frage, höre, beobachte wie ein Fremder, aber doch nicht wie ein Kalter, sondern wie ein theilnehmender Fremder.

Nachschrift. — Ist es nicht vielleicht besser, gar nicht weiter zu forschen? Wäre Wilhelmine auch eine Heilige, ich muß ewig von ihr getrennt bleiben; wäre sie auch verdammungswürdig im höchsten Grade, ihr edleres Bild wird meinem Gedächtnisse nie entschwinden. Was soll also die neue Prüfung? Nun, hilft sie mir nicht, ist es doch ein Experiment für Dich, wovon Du mir mittheilst was Du willst. Gesund werde ich nie wieder, magst Du mir süße oder bittre Arznei darreichen!

Bernhard an Friedrich.

Wenn Unglück, wenn Leidenschaft den Menschen ergreift, erinnert man ihn gewöhnlich, und mit Recht, an die Religion. Wie oft habe ich mich in dieser Zeit selbst an dieselbe gewiesen, um aus meinem überreizten und leidenschaftlichen Zustande wieder zu Ruhe und Friede zu gelangen! Immer vergeblich, und so mehrt sich mir täglich Angst, Noth und Verzweiflung.

Ist denn aber jener Sprung von höchster Unruhe zum tiefsten Frieden auch nur möglich? Ist diese Heilmethode, durch plötzliches, völliges Umschlagen, wirklich die einzige und beste? Muß man nicht stufenweise so emporsteigen? — Oder wenn man, wie ich, plötzlich seinen Himmel einbüßen kann, läßt sich deshalb derselbe, oder ein anderer, ebenso schnell wieder gewinnen? Die Flammen des Fegefeuers, die in meinem Herzen brennen, sind mir wohlthuend; es ist in diesem Augenblicke für mich gar kein anderer Zustand möglich! Soll ich geheilt werden, so muß es homöopathisch geschehen. In diesen Tagen griff ich, ich weiß nicht aus welcher Wahlverwandtschaft zu Macbeth und Lear; ich wollte mir die schärfsten Mittel auflegen, und doch war mein Inneres in solchem Sturm, daß ich sie zu milde fand und trotz des furchtbar Ergreifenden meine Gedanken sich davon trennten und Wilhelmine mir zu meiner Erlösung und Verdammniß immer wieder vor die Seele trat. Näher stand mir die Bodenlosigkeit Hamlet's, und grübelnd verbrachte ich die Stunden der Nacht, bis ich erschöpft einschlief und noch kraftloser erwachte. Vielleicht

hätte ich den Werther jetzt am besten begriffen, aber ein geheimer, unerklärlicher Schauder hielt mich ab, ihn in die Hand zu nehmen. Um wo möglich das Uebel noch zu erhöhen, kommt N. dieser Tage zu mir und glaubt mich zu trösten, wenn er mir seine alltägliche Geschichte, als die eines Unglücksgefährten erzählt.

Ein Zufall machte ihn mit einem sehr schönen Mädchen bekannt, die wahrscheinlich auf Abwege gerathen war. Angezogen durch die hindurchleuchtende ursprüngliche Natur, wendet er alle nur denkbaren Mittel an: Rede, Ermahnungen, Geschenke, und eine in solchen Verhältnissen fast unerhörte und absurde Liebe und Treue, um, wenn nicht ihr Herz zu gewinnen, sie doch für ein anderes Dasein, doch für Aufrichtigkeit und Wahrheit zu erziehen. Sie wird auch täglich bescheidener, sittsamer, einfacher, und zeigt herzliche Anhänglichkeit, die um so glaubhafter erscheint, da sie von keiner wahren oder erheuchelten Leidenschaft begleitet ist. Dennoch ergiebt sich zuletzt, daß seine Hoffnungen und Bemühungen ganz vergeblich waren, und an dem eiskalten undankbaren Gemüthe des Mädchens alles Edlere unverstanden und ohne irgend einen Eindruck vorübergegangen ist.

Man hat gesagt, fuhr N. fort, wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, hat keinen zu verlieren. Ich setzte hinzu: wen gewisse Erfahrungen nicht zum Menschenfeind machen, hat wohl vorher keinen Menschen recht von Grund des Herzens geliebt.

Welche Plane, fragte ich N. haben Sie für die Zukunft? Wäre ich ein Schurke, antwortete er mir, so würde ich darauf ausgehen, so viel Mädchen zu Grunde zu richten

als möglich. — Da ich es nicht bin, so begnüge ich mich damit, sie zu hassen und zu verachten.

Man kann ja aber nicht leben in solcher blos verneinenden Stellung; und doch, was thue ich denn selbst anders, als durch das täglich sich steigernde Bewußtsein eines unersetzlichen Verlustes mein zerbröckeltes aufgelöstes Dasein, wie durch glühende Fesseln zwangsweise zusammenzuhalten? Ohne Kraft, Thätigkeit und Lebenslust wird mir das Leben dadurch doppelt lang, und jeder Augenblick zu einer peinigenden Ewigkeit. Warum fehlt mir Kraft für diese Zeitlichkeit, und Muth mich selbst in jene Ewigkeit zu versetzen. O Gott, hätte ich nur einen Labetrunk aus dem Lethe! Frische Jugend würde dann meine ermatteten Glieder durchdringen, und der dahinwelkende Geist neue Blüthen und Früchte treiben.

Werther wandelte auf Rosen, wenn ich sein Schicksal mit dem meinen vergleiche. Mit höherem, größerm Sinn und minderer Gier nach ausschließlichem Besitze, hätte er Frieden für sich und seine Umgebungen gewinnen können. Aber ich! O Du Glücklicher! lebe heiter und wohl!

Friedrich von — an Bernhard.

Deine schmerzensvollen Briefe habe ich erhalten und eile nach —, nicht weil ich neue und besondere Ergebnisse von meinen Bemühungen erwarte, sondern weil ich gerne Deinen Wünschen genüge.

Trotz Deiner Ideale und Deinem Idealisiren bist Du doch ein Realist, mehr wie ich; denn Du willst Alles mit Händen greifen und außer Dir verwirklicht sehen, und hältst es fast für Unrecht, Etwas von Deinem Eigenen hinzu zu thun. Dadurch, meinst Du, werde die Schönheit verunreinigt, die Wahrheit getrübt, welche an und für sich rein objectiv erscheinen, da stehen, sich geltend machen sollte. Du vergissest, daß die Schönheit, die Wahrheit gar nicht vorhanden ist, ohne ein Auge, welches sie sieht, einen Geist, der sie erkennt. Wo und wann Du sie aber siehst und erkennst, da ist sie auch; ein Thor wer hier anatomisch zerschneiden, chemisch zersetzen will, er zerstört sich und den geliebten Gegenstand.

In Deiner Liebe zu Wilhelminen erkannte ich das dichterische jugendliche Aufblühen Deines eigenen Geistes, eine natürliche, ja nothwendige Selbstoffenbarung. Was das Mädchen — wie man sagt — an sich war, ob so schön, so unschuldig, so liebenswürdig, interessirte Deinen Freund weniger, als wie Du dachtest, fühltest, handeltest. Bei der sachlichen und sachverständigen Untersuchung, die Du mir jetzt auflegst, fühle ich mich schon insofern in Verlegenheit, weil ja meine Persönlichkeit als Maßstab des Werths unabweislich mit in Betracht kommt, und dies um so mehr als ich seit langer Zeit genöthigt bin, in allen Verhältnissen dieser Art das Meiste selbst hinzu zu thun, weil mir leider sehr wenig geboten und gegeben wird. Zweierlei machte mich in Deinen Berichten bange: erstens, daß Du Minna's Herz ganz ergründen, ausschöpfen; — zweitens, daß Du ihre Natur ändern, umgestalten wolltest.

Kannst Du doch dem männlichen Herzen nicht auf den Grund kommen; denn im Augenblicke als Du diesen prüfend zu erreichen wähnst, bricht er zusammen, und es zeigen sich neue unbekannte Tiefen. Es giebt kein Letztes, festes, Stehenbleibendes; es giebt nur Bewegungen, Entwickelungen.

Und nun gar die Frauen! Die Männer gucken mit dem Fernrohre ihres Verstandes in alle dunkeln Winkel ihrer Herzen, und was sie auch da für Plunder entdecken, sie holen ihn heraus an's Tageslicht und bieten ihn als psychologische Waare aus. Die Frauen hingegen betrachten von dem Mittelpunkt ihres Herzens aus die übrige Welt. Wenn nun aber dieser Mittelpunkt bei ihnen ein wahrhaft lebendiger, pulsirender ist, wie kannst Du fordern, daß ihre Beobachtungen mathematische Genauigkeit und Stetigkeit haben sollen, daß immer nur ein und derselbe Gegenstand, und obenein unveränderlich vor ihrem Objektivglase erscheine?

Du sagst: kein weibliches Herz ist zu ergründen, und Du hast Recht; nur ist dies nicht Folge kalter Vorsätze, oder versteckter Heuchelei, sondern der einmal vorhandenen, gegebenen Unergründlichkeit. Vieleicht wirst Du lachen, wenn ich sage: ich habe in die Herzen mancher Frauen tiefer hineingehorcht, als sie selbst in den Augenblicken des leisesten, genauesten Aufmerkens.

Das schnelle Umwenden Romeo's von Rosalinde zur Julie ist oft getadelt worden, und man muß einräumen, daß hier eine Ausnahme der männlichen Natur dargestellt ist, welche sich in der Regel schrittweise umgestaltet und verändert. Bei den Frauen geht Alles mehr sprungweise,

plötzlich, sie bezaubern sich und Andere durch die Geschwindigkeit.

Dadurch daß Du täglich, ja stündlich an Minna's Herzen drehtest, wendetest, stelltest, hast Du weder Dir noch ihr wohlgethan. Besser sogar eine Uhr — wie vielmehr ein Herz — geht ihren Gang eine Zeitlang ungestört weiter, als daß man immer avance oder retarde daran spielt.

Dies Alles begründet schon meinen zweiten Tadel. Minna's ursprüngliche Natur, ihre Entfernung von aller gewöhnlichen Bildung, ihr leichter Sinn, ja vielleicht ihr Leichtsinn hatte Dich angezogen, allmählig aber kamst Du auf den Gedanken, dies Alles nach Deiner Weise und der vornehmeren Welt zu Gefallen abzuändern. Dir fehlte der Muth sie ohne Kenntnisse in andere Kreise einzuführen, Du wolltest ihr eine Sentimentalität ankünsteln, die ihr nicht natürlich war, und mit dem Leichtsinne würdest Du auch den leichtern Sinn und die Heiterkeit ausgetrieben haben. Befriedigt warest Du, wenn Du Dich mit ihr aus allen Verhältnissen heraus träumtest; beim Gedanken an diese wucherten die Mißverhältnisse wie Unkraut.

Du klagst: trotz meiner höchsten Liebe, liebte sie mich nicht. Wähnst Du, daß Deinetwegen alle tragischen Wurzeln der Menschheit werden abgeschnitten werden? Sie liebte Dich wie sie eben konnte. Thatest Du etwas anderes? Es ist leichter, das Gleichgewicht aller europäischen und außereuropäischen Mächte festzustellen, als das Gleichgewicht von Liebe und Gegenliebe. Diese auf und niedersteigenden Schalen sind beweglicher, als das

perpetuum mobile. Was bei dem Schwanken überfließt, hier wirkt es segnend und verwandelt Wüsten in Paradieses-Auen; dort wälzt es seine zerstörenden Wogen glühender als Lava des Vesuv's. Was Dich hiervon im Leben ergreife, Du kannst es nicht im Voraus wissen; ergreift Dich keins von beiden, so bist Du todt, ohne Freuden, wie ohne Leiden. Du hast kein Recht zu klagen, wenn Dich eins nach dem andern trifft, und der Schmerz hat Dich vielleicht noch mehr aufgeregt und gebildet, als das scheinbare Glück?

Das ist die unglückliche Täuschung der Menschen, daß sie immerdar das Ewige, Unwandelbare in den Kreis ihrer bedeutungslosen Unruhe und Beweglichkeit hinabziehen; und umgekehrt das Zeitliche, Veränderliche als ewig ansprechen und damit Götzendienst treiben. So gewiß Du den gestrigen Tag nicht zurückbringen kannst, so gewiß nicht die gestrige Liebe. Der Tag hat auch seinen Antheil an der Ewigkeit, aber nur auf das Maaß und den Werth eines Tages. So auch der heutige, der morgende Tag.

Keineswegs bringt der Ehestand — wie man gewöhnlich, aber sehr thöricht annimmt — jene schwankenden Schalen zu Gleichgewicht und Stillstand; wenn Du indessen sagst: die guten Eigenschaften Deiner trefflichen Frau berührten Dich wie eine fremde Sprache; so muß ich Dich dennoch ermahnen: lerne diese Sprache und sprich nicht mehr die eines Landes, das Du verlassen hast.

Du darfst Dich freuen, daß die Kraft und Jugend Deines Herzens hinreichte, Dir ein Paradies zu erschaffen. Bist Du aber so ohne Fehl und Sünde, daß Du

allein nicht daraus willst vertrieben werden? oder so durch und durch abgestorben und vernichtet, daß Du Dich nicht in einem andern gelobten Lande ansiedeln könntest? oder so alles Gedächtnisses und aller Phantasie beraubt, daß sie die frischen Farben des Vergangenen gar nicht wieder hervorrufen könnten?

Friedrich an Bernhard.

Gleich nach meiner Ankunft in — ging ich zum — Gesandten und dem Herrn von —. Beide sagten mir über Deine Angelegenheit ungefähr dasselbe: die Tochter sehr leichtsinnig, die Mutter verschlagen, jene durch Eitelkeit, diese durch Dein Geld angezogen worden, und Du ein neues Beispiel, wie junge unerfahrene Leute in Thorheiten die höchste Weisheit und das größte Lebensglück sähen, und über gewisse Dinge in gewissen Zeiten mit völliger Blindheit geschlagen wären. Das Alles klang so natürlich, und ward mit so vielen allgemeinen Gründen unterstützt, daß sie wol jeden Andern überzeugt hätten. Nur mich nicht; denn ich kenne die Trüglichkeit und Nichtigkeit all dieser allgemeinen Formen und Ergebnisse; erst aus der genausten Kenntniß geht das wahrhaft Individuelle, Lehrreiche und Anziehende hervor.

Ein Zufall brachte mich in Gesellschaft mit dem Doctor —, dem Arzte der Mutter, zusammen, und da ich Deiner vorsätzlich gedachte, bot sich der Uebergang um auch Wilhelminens zu erwähnen. Es giebt Dinge, sagte er, über die in der Regel kein Dritter genau unterrich-

tet ist: doch kann ich versichern, daß ich nicht das geringste Ungebührliche von Minna sah, hörte, oder erfuhr. Aber ein Zeugniß kann und muß ich ihr geben: daß sie mit unbeschreiblicher Treue, Liebe, Hingebung und Geduld, mit Aufopferung aller Freuden und Genüsse ihrer Mutter in ihrer langen und schweren Krankheit gepflegt hat und noch pflegt.

Was soll ich aus so entgegengesetzten Berichten für ein Resultat ziehen? Etwa den hundert Mal wiederholten, mittleren Satz: Leichtsinn und Gutmüthigkeit gehen Hand in Hand?

Findet sich denn Leichtsinn und Egoismus, Gutmüthigkeit und Ernst nicht eben so oft gepaart? Lauter todte Abstractionen, die ich hasse und die mir doch, trotz meines Verbannungs-Urtheils immer wieder in meine eigenen gereinigten Saaten hineinlaufen. Ich muß selbst sehen — und werde mir dann freilich einbilden, richtig gesehen zu haben

---

Friedrich an Bernhard.

War es denn wirklich meines Amtes, Deinen Auftrag zu übernehmen? Doch was hilft die Frage, ich habe ihn nun einmal ausgerichtet, oder versucht ihn auszurichten.

Unter dem Vorwande eine Stube zu miethen, ging ich hin, und hatte mir vorher wol überlegt, was ich sagen, wie ich angreifen und mich vertheidigen wollte. Aber mir ging es wie manchem weisen Feldherrn, der mit unerwarteten Gegnern und auf ungekanntem Boden zur Schlacht gezwungen wird.

Du weißt, daß ich aus mehr als zureichenden Gründen gezwungen bin, nach Kantischen Grundsätzen, nur ein uninteressirtes Wohlgefallen an der Schönheit zu haben, und sie nie in Beziehung auf mich und meine Person zu betrachten. Als aber das Mädchen die Thür öffnete, mich mit ihren holden, klaren Augen ansah, mit der heitersten Einfachheit meine Fragen beantwortete und von ihrer ergreifenden, durch den einfachsten Anzug noch erhöhten Schönheit gar nichts zu wissen schien, erinnerte ich mich des ersten Eindrucks, den sie auf Dich gemacht hatte, und alle die im Voraus eingelernten feinen Wendungen des Gespräches waren rein vergessen. Ich erwartete ein geputztes, keckes Mädchen, deren Herz künstlich auszuforschen und deren Gewissen zu schärfen meine Pflicht sei; dazu hatte mir aber ihre Erscheinung allen Muth genommen.

Als ich Deinen Namen nannte und meines Verhältnisses zu Dir erwähnte, ward sie plötzlich so ernst und einsylbig, daß ich mich fassen und meine Reden wieder zusammen suchen konnte. Ein Wort gab das andere; mit ihrer Aufregung stieg die meine, und ich sagte zuletzt, ich weiß selbst nicht was, auf jeden Fall aber des Sinnes: Du haltest Dich von ihr für betrogen. Da verwandelte sich ihre schmerzliche Wortkargheit in strafende Beredtsamkeit und sie sagte etwa Folgendes: Nun ja, Herr Baron, ich habe Ihren Freund getäuscht, betrogen. Denn ich habe ihn nie geliebt, obgleich ich es ihm oft sagte, und oft auch selbst glaubte. Als er mich, ein armes, unkundiges Mädchen, mit Geschenken überhäufte, mir eine neue Welt der Freude und des Genuf-

ſes eröffnete, mir lebenslängliche Liebe schwur, mir feierlich die Ehe versprach, als auch meine verehrte Mutter glaubte, das schönste Lebensglück erblühe mir; war es da nicht natürlich, daß Freude, Dank, Hoffnung, Eitelkeit und was sonst zusammen wirkten, und ich selbst diesen Inbegriff meiner Gedanken und Gefühle für Liebe hielt? Bald aber gewahrte ich, daß der schmerzhafte Wahnsinn, die wunde Seelenqual, welche er Liebe nannte, meinem ganzen Wesen fremd, ja zuwider war: ich werde, ich kann, ich will nie so lieben. Mag es ein Mangel sein, daß ich mich zu dieser Trunkenheit der Leidenschaft nicht erheben kann, mag meine Ruhe, Kälte, meine Heiterkeit Leichtsinn gescholten werden; ich wiederhole Ihnen: ich habe nie geliebt, und werde nie lieben. — Als Ihr Freund in meinen leichten Fehlern, die ihn anfangs bezaubert hatten, anfing Gebrechen und Sünde zu sehen, und es für seine Pflicht hielt sie auszurotten, da ahnte ich, daß wir in blinder Täuschung lebenslänglichem Elende entgegengingen, und diese Ahnung trieb mich an, die Trauung hinauszuschieben, zu der er übereilt die Hand bot. Denn, daß er mich auf seine Weise unaussprechlich liebte, habe ich nie geleugnet und werde es nie leugnen.

So weit, Herr Baron, klage ich mich, Ihnen und Ihrem Freunde gegenüber, selbst an und verurtheile mich. Andererseits aber werden Sie einräumen, daß nicht alle Schuld mir allein zur Last fällt. Wenn ich mich über m e i n Inneres täuschte, so täuschte er sich nicht minder über das s e i n e, und außerdem auch über alles Aeußere. Warum erkannte er, der Erfahrenere, denn nicht, daß

unsere Naturen nie zueinander passen könnten? Warum wollte er mich in eine Stellung bringen, die ihn und mich unglücklich machen, die ihn mit Verwandten, Freunden, mit der ganzen Welt entzweien mußte?

Er ist am Ziele und genießt in Freuden seines großen Reichthums, er, der Verheirathete, nennt mich eine Treulose, und weigert sich Das auszuzahlen, was er mir mit Hand und Mund, mit Schrift und Unterschrift zusicherte. Doch, von dieser Forderung hat nur meine Mutter gesprochen, wie sie es für ihre Pflicht hielt; ich habe sie verschmäht, ich habe andere Klagen wider Ihren Freund.

Daß er den Glauben an mich verlor, ich tadele es nicht, denn sein früherer Glaube war ein Aberglaube; warum aber hat er andere Beschuldigungen gegen mich gehäuft, meinen Ruf preisgegeben, weder die Anklagen gebührend ausgesprochen, noch Zeugen beigebracht, noch Beweis geführt, sondern auf meine wiederholte Behauptung: Der, von welchem Alles dies herrühre, wer es eingeleitet, zusammengeklatscht habe, sei ein Schurke! — warum hat er da beharrlich geschwiegen?

Ich war, als Wilhelmine nach diesen Worten inne hielt, so tief bewegt, daß ich lange keine Worte finden konnte, und bemerkte zuletzt nur, daß es nicht unnatürlich sei, wenn sie Andere liebenswürdiger gefunden habe, als Dich.

Ich verstehe, antwortete sie, was Sie sagen wollen. Ich bin nicht eitel, weiß, daß die Schmeicheleien der Männer keine Bedeutung haben, und Sorge, Kummer und Nachtwachen den Menschen herunterbringen; dennoch, Herr Baron, (hier ergriff sie meine Hand und ging mit

königlicher Würde auf den Spiegel zu, indem ihr die hellen Thränen über die Backen liefen), wenn ich (Sie zwingen mich so zu reden), wenn ich meine Schönheit hätte geltend machen wollen, ich würde nicht Stuben kehren, Betten machen und Schlösser putzen; sondern mit leichtsinnigem Gewissen wol so in Herrlichkeit und Reichthum leben können, wie Ihr Freund. Er, ein Mann, der freie Herr der Schöpfung, hat sich auf lebenslang und mit Bewußtsein ein Weib genommen, das er nicht liebt, und will die verdammen, welche vielleicht in der Noth eine Gabe annehmen mußte, bei welcher der Geber nicht so edel dachte, wie die Empfängerin.

Mein theurer Freund, nie war ich so gerührt, beschämt, zerknirscht, als in diesem Augenblicke; Dein und Wilhelminens Schicksal erschien mir wie ein Trauerspiel, dem aber der letzte Act noch fehlte, und für welches ich mit aller Kraft des Geistes und Herzens nach einer beruhigenden Lösung forsche.

Heut entbinde mich von weitern Betrachtungen, und erkläre Dir meinen Bericht nach Deiner genaueren Kenntniß.

Wilhelmine an Adelheid.

Der stille Gang meines Lebens heiterte sich nach meiner Mutter Besserung auf, und bisweilen gelangte ich selbst bei meinem früheren Uebermuthe an; da erschien unter allerhand Vorwänden der Baron — ein Freund Bernhard's und brachte mich mit Fragen und

Andeutungen in solchen Eifer, daß ich ihm, gegen meine Gewohnheit, mit langen Reden und großem Nachdruck, ich weiß in der That nicht was, antwortete. Anfangs ärgerte ich mich über ihn, als er aber zuletzt seine aufrichtige Rührnng und Theilnahme nicht bergen konnte, gefiel er mir etwas besser,

Er ist nicht mehr jung, doch hielt ich ihn, ich weiß nicht warum, für unverheirathet. Und nicht blos verheirathet ist er, sondern auch schon geschieden. Die Frau soll Schuld haben, doch das sagen die Männer jedesmal. Kommt er mir wieder, werde ich ihn examiniren, wie er mich examinirt hat.

Friedrich an Bernhard.

Mir ist, als müßte ich meinem vorigen Briefe nothwendig einen zweiten nachfolgen lassen, ob ich gleich nicht weiß warum und wozu. Recht ins Klare habe ich ja doch nichts gebracht, und welchen anderen vernünftigen Rath könnte ich Dir geben, als alles Vergangene zu vergessen und mit Deiner würdigen Frau ein neues frisches Leben zu beginnen. Denn, wären selbst all die früheren Hindernisse aus dem Wege geräumt, wärest Du unverheirathet und jede Anklage, auch aus späterer Zeit, wider Minna ungegründet; so bist Du doch für immer von ihr getrennt, auch bei größerer Aehnlichkeit der Naturen würdet Ihr Euch nie verständigen, die Spaltung kann nie ausgefüllt werden. Wohl aber kann und soll Jeder versuchen seine eigene Wunde auszuheilen;

ich glaube, es wird Minna gelingen, wie viel mehr Dir, dem Manne, dem Hausvater, dem Freunde eines Mannes, welcher Aehnliches nicht blos versucht, sondern durchgesetzt hat. Oder ist der Fall leichter, wenn geschlossene Bande treulos zerrissen werden, als wenn Hoffnungen unerfüllt bleiben?

Ich habe Wilhelmine noch einmal aufgesucht. Sie war, da ich von Dir und Deinen Verhältnissen schwieg, heiter und gesprächig, mußte aber von meinem früheren Leben einige Kunde bekommen haben. Auf ihre Fragen antwortete ich zwar deutlich und wahrhaft genug, hütete mich aber ins Einzelne einzugehen, um nicht den Schein zu erwecken, als erfände ich Thatsachen, welche durch mehr oder weniger Aehnlichkeit, sie auf die Probe stellen, oder anklagen sollten.

Ich werde von jetzt an Wilhelminen vermeiden, oder gar nicht wiedersehen; denn möchte nun meine Absicht über sie vortheilhafter oder nachtheiliger werden, würde es mich immer in Bezug auf Dich schmerzen.

Bernhard an Friedrich.

Ich habe Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit empfangen; sie haben meine Gemüthsbewegung, mein Fieber nur erhöht, nicht gestillt. Das ist ja das Schreckliche, daß man nicht blos Geschehenes nicht kann ungeschehen, sondern auch Gedachtes nicht kann ungedacht machen. Bringst Du mir gleich tausend Beweise der Unschuld Wilhelminens, meine Gedanken werden sich ewig

wie eine dunkle, furchtbare Wolke über ihre glänzende Gestalt hinlagern; bringst Du mir tausend Beweise ihrer Schuld, so war sie doch einst rein, und das Bild der Unschuldigen wie der Schuldigen klammert sich an meinem Herzen fest und saugt mir, wie ein Vampyr, den letzten Tropfen aus von Lebenslust und Lebenskraft. Wenn ich sie bilden, wenn ich ihr Herz ergründen wollte, geschah denn dies nicht aus Liebe zu ihr; und griff ich fehl, verdiente das Entfremdung? Auch war ich ja nicht der Erfahrene, ihr, der Ruhigeren, gegenüber.

Ist denn mein Schweigen nicht zarter, als wenn ich Anklagen und Beweise, die mir zu Händen kommen, vorgelegt, oder den Weg Rechtens eingeschlagen hätte. Und bleibt denn nach dem feierlichen Bekenntnisse, daß Wilhelmine mich nicht liebt, irgend etwas zu erweisen übrig? Ist damit nicht jedes Verhältniß zwischen uns gänzlich aufgelöset, und wüthe ich nicht gegen mich selbst, wenn ich meine Gedanken und Gefühle über diese Eiswüsten oder Lavafelder hinstürmen lasse, und alle Martern des Erstarrens und Verglühens zu gleicher Zeit trage?

Hätte ich die Stecknadel, womit Minna die erste Blume an ihren unschuldigen Busen steckte, ich könnte sie mir ins Herz stoßen; hätte ich den Schlüssel, womit sie vielleicht einem Begünstigten die Thür öffnet, ich könnte ihn und dann mich damit ermorden.

Was hilft mir Dein vernünftiger Rath? Den habe ich mir schon hundertmal erfolglos gegeben. Er weiset mich nur auf neue Schuld hin: denn wenn meine Frau meinen Zustand erkennt und milde schweigt, das ist ein neuer Todesschmerz, größer, als wenn sie aus Eifersucht

wüthete. Sie, Wilhelmine und ich, wir können nicht zu einem friedlichen Dasein erwachsen; darum muß Einer sterben, und zwar Der, welcher das Leben nicht zu ertragen, nicht zu erneuen vermag.

Wilhelmine an Adelheid.

Man gewöhnt sich an Manches, was Einem anfangs gleichgültig, ja zuwider ist. So erging es mir mit dem Baron. — Als er das zweite mal kam, erschrak ich und fürchtete eine Wiederholung der ersten Scene; er berührte nichts von dem Allen und war so natürlich, daß auch ich in meiner natürlichen, heiteren Stimmung blieb, und mich mit ihm so lebhaft, als angenehm unterhielt. Als er über seine Lebensgeschichte nicht recht Rede stehen wollte, brach ich ab, um nicht in seinen Fehler zu verfallen. Er ist ruhig, ja er scheint kalt; aber seine heitere Besonnenheit stimmt besser zu meiner Natur, als die fliegende Hitze, mit welcher Bernhard auf mich eindrang. War aber dieses Flackern vorüber, schlief er wohl zum Aerger meiner Mutter neben mir auf dem Sopha ein.

Wilhelmine an Adelheid.

Der Baron ist auf längere Zeit verreiset, ich wollte, er wäre erst wieder da. Denn ob er sich gleich aus den Weibern, also auch aus mir nichts macht, lebt sich's doch mit ihm angenehm und bequem. Auch verlange ich

ja nichts weiter, und am allerwenigsten jenen Kelch der Liebesquälereien, den ich bis auf die Hefen geleert habe. —

Wilhelmine an Adelheid.

Denke Dir, der Baron ist nicht verreiset, sondern hat dies nur vorgegeben, wahrscheinlich, um ganz von uns wegzubleiben. Kann er dies nicht thun, ohne Vorwand und Ausrede? Und warum bleibt er weg? Was hat er gegen mich? —

So eben kam, so eben geht der Baron. Ich habe allerhand sonderbare Gespräche mit ihm geführt, kaum werde ich Dir den Inhalt ordentlich mittheilen können. Er bekannte zuvörderst, daß er ganz habe wegbleiben wollen, weil er mich immer auf unangenehme Weise an Bernhard würde erinnert haben. Wie so? antwortete ich. Diese Sache scheint mir abgethan und kein Grund vorhanden, fruchtlose Schmerzen zu erneuern. Denn wenn es einerseits Pflicht sein mag, diese nicht übereilt von sich zu weisen, ist es gewiß noch mehr Pflicht, ihrer Herr zu werden und das Gute, was sich auf der Lebensbahn darbietet, in aller Heiterkeit zu genießen.

Rechnen Sie mich, fiel er hier ein, zu dem Guten und Heitern, was Ihnen entgegentrat? Ich wenigstens bin selten im Leben so schmerzlich aufgeregt worden, als durch unser erstes Gespräch. Noch immer tönt dies in meinem Innersten wieder, und die Theilnahme für mei-

nen Freund und für Sie zerreißt mich in zwei sich ewig widersprechende Theile. Daß seine Jugend, seine Liebenswürdigkeit, seine Liebe, seine Geschenke, daß nichts von dem Allen Ihr Herz hat gewinnen können, daß Sie fremder als fremd nebeneinander hergegangen sind, hat für mich etwas Furchtbares, Entsetzliches! Und zuletzt Beide mit keiner, oder mit gleicher Schuld; nur werden Sie, obgleich die scheinbar mehr Einbüßende, eher das heitere Gleichgewicht Ihres Lebens wiederfinden, als er. Sein Schweigen seit meinen letzten Briefen setzt mich in Besorgniß.

Wenn Sie, sagte ich jetzt, so beruhigend auf ihn wie auf mich einwirken können, erwerben Sie sich ein doppeltes Verdienst. Seine Frau soll ernster, gehaltener, in größerem Style sein, als ich unbedeutendes Kind. So hat er, sofern er nur will, eine Stütze und Hülfe, die mir fehlt. — Sie, liebes Minchen, antwortete er, bedürfen keiner solchen Stütze; ja sie würde Ihnen zur Last sein und das kaum geendete Leiden nur von neuem herbeiführen. Denn wer, wie Sie mir schon öfter in Ernst und Scherz versicherten, die Liebe nicht kennt, ja gar kein Organ für diese Leidenschaft hat, dem erscheint sie überall nur als Tyrannei und Hemmung der glücklichen, natürlichen Freiheit. — Allerdings, sagte ich, wenn die Männer uns die Zweige verschneiden, die Blätter ausrupfen und, wie einen verstümmelten Baum, an die Spalierwand ihrer erhabenen Gedanken und Gefühle festbinden; das nennen sie Liebe! Für diese Wohlthaten sollen wir uns bedanken, und eine Ewigkeit lang wie behext aus dieser Haft nach ihnen wie nach der le-

benden Sonne hinblicken. Die kleinste Wendung heißt ihnen Leichtsinn, die kleinste Bewegung Untreue.

Wie aber, wenn nun Jemand, ohne Sie fesseln zu wollen, immer nach Ihnen hinblickte, wie nach der Sonne; würden Sie darüber ebenso schelten? — Ich würde beweisen, daß ich nicht die Sonne, sondern nur der Mond bin, und ihm wohl nur selten als Vollmond, öfter als letztes Viertel oder Neumond erscheinen. Auf dem Wege nähme die Sache gewiß ein Ende, ehe auch nur ein Monat vergangen wäre.

Friedrich an Bernhard.

Du schreibst nicht und ich schweige auch; wir haben Beide Unrecht, vielleicht ich am meisten. Denn ich hätte Dir längst sagen sollen, daß ich meinen Vorsatz, Minna nicht wiederzusehen, gebrochen habe und mich täglich mehr zu ihr hingezogen fühle. Begehe ich dadurch einen Raub an Dir? — Nein, gewiß nicht; denn Eure Trennung ist unübersteiglich, ja es war nie eine Vereinigung vorhanden.

Dieses sonderbare Wesen wirkt auf mich erheiternd und beruhigend, wie es die wahre, vollendete Schönheit soll; ihr ruhiges, klares, leidenschaftloses Dasein läßt die Leidenschaft auch in mir nicht aufkommen. Indem sie bei Dir überwogte, kamt Ihr in unlösbare Mißverhältnisse; indem ich hingegen die feste Ueberzeugung hege, Wilhelmine könne und werde nie die geringste Zuneigung zu mir tragen, halte ich mich von allen Ansprüchen fern,

und fest an der kalten Bescheidenheit, welche nie das positive Glück in sich schließt, wohl aber das positive Unglück ausschließt. Freilich ist zwischen mir und Wilhelminen ein wesentlicher Unterschied: ihr Gleichgewicht ist Folge ihrer harmonischen Natur, das meine ist Folge des Vorsatzes, der Erfahrung, der Resignation. Als ich ihr letzthin die bittere Wahrheit erzählte: ich hätte nie ein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen abgebrochen, sondern sei immer zuerst verschmäht worden, lachte sie mich aus und sagte: ich sollte lieber meine Wandelbarkeit gestehen, als mich durch solche Erfindungen rechtfertigen wollen. — Ich antwortete: wir werden es erleben, und sie schwieg. Sie hatte Recht, denn diese Aeußerung war, wo nicht sinnlos, doch unpassend oder lächerlich.

Wilhelmine an Adelheid.

Als Herr von — letzthin seine Treue und Anhänglichkeit rühmte, habe ich ihn ausgelacht; ist aber nicht etwas Wahres daran, da er schon so lange meinen Umgang sucht oder erträgt, ohne daß ich ihn liebe oder er mich liebt.

Dafür hat er mich ausgelacht, als ich ihm sagte: ältere Männer gefielen mir besser, als die ganz jungen. Diese sind angefüllt wie ein Luftballon mit lauter Liebe, welche sich aus dem Grundstoffe der Eitelkeit und Anmaßung entwickelt; jene treten dagegen bescheidener und

anspruchsloser auf. Wäre Herr von — zwanzig Jahre jünger, wir hätten uns längst gezankt und überworfen.

Dieser Tage setzte ich ihm lebhaft auseinander, was ich anfangen wollte, wenn ich das große Loos gewönne. Seit mein großes Heirathsloos durchgefallen ist, bin ich bisweilen fast nothgedrungen in solcherlei Träumereien gerathen. Er hörte freundlich zu, lobte und berichtigte meine Plane, legte aber doch so wenig Nachdruck auf dies Alles, daß ich fragte: ob er etwas lieber gewinnen möchte, als das große Loos? — Allerdings, antwortete er, giebt es einen größern Gewinn, als das große Loos! — Und der wäre? — Die recht herzliche Liebe eines liebenswürdigen Mädchens! — Sie sprechen ja, sagte ich, wie Bernhard, und denken wol noch weniger dabei. — Bernhard, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit, hielt diesen Gewinn für möglich, ich halte ihn für meine Person für ganz unmöglich, dachte also gar nichts bei jener Aeußerung, oder sollte nichts dabei denken.

Mit diesen Worten ging er fort und, in der That: wie könnte er Liebe verlangen oder erwarten, da er selbst nicht liebt. Das ließe sich freilich auch gegen mich wenden; aber verlange und erwarte ich denn etwas?

Bei all diesem künstlichen Hin- und Herreden kommt nichts heraus, man höhlt sich nur aus und wird täglich matter und dummer.

Friedrich an Bernhard.

Schon wieder ein Monat vergangen, ohne daß ich von Dir höre, und ich verweile noch immer hier, um Deine Briefe zu erwarten.

Leugnen kann ich es nicht: ich bin ein so treuer Verehrer Wilhelminens geworden, daß ich mich oft mit dem Gedanken abquäle, ob sie wol andere Geliebten hatte oder haben wird. Gerathe ich da nicht in Deine thörichten Wege, auf die ich früher gescholten habe? Und wenn Du beruhigt oder beseitigt bist, was geht es mich an? Letzt schalt die Mutter: Minna sei seit einiger Zeit minder heiter, scheine für viele Dinge keine Gedanken mehr zu haben, trage den Kopf voll Grillen u. s. w. Es blieb bei diesen allgemeinen Reden; und je weniger sie sich deutlich aussprechen wollte, desto eher hätte ich, durch Eitelkeit verführt, sie auf mich beziehen und zu meinem Vortheil auslegen können. Indessen blieb mein guter Genius oder mein gesunder Menschenverstand Sieger, und ich sagte des nächsten Tages zu Minna: sie sei aufrichtiger als ihre Mutter, indem sie dieselbe durch Schweigen widerlegt und ihre Aeußerungen widersprochen habe. — Sie sah mich hierauf lange ernst an und sagte endlich, indem ihr eine Thräne in das große Auge trat: So haben Sie mein Stillschweigen ausgelegt?

Mich ergriff eine unbeschreibliche Sehnsucht, daß ich Wilhelminen lieber sein möchte, als die Männer, welche durch ihre Schönheit angereizt, sie gewiß ohne mein Wissen umschwärmen; und zu gleicher Zeit durchzuckte mich der Gedanke, ich habe Alles mißverstanden und

mißgedeutet, oder das Ganze sei gar nur eine gemachte Komödienscene, wobei ich zuletzt ausgelacht würde und verdiente ausgelacht zu werden.

Bernhard an Friedrich.

Ich glaubte, wenn ich schwiege, würdest Du auch schweigen, oder wenigstens ahnen, daß Deine Briefe mich auf die Folter werfen und mir das Herz durchbohren.

Da sitzet Ihr beisammen, braucht weder die ganze, noch die halbe, sondern gar keine Begeisterung, thut Euch etwas auf die wechselseitige Kälte Eures Gefühls zu gute, spielt mit dem Pfennigwitze künstlich gedrehter Gedanken, faselt von Entsagung bei völliger Gleichgültigkeit über Besitz oder Nichtbesitz, und laßt zur rechten Zeit zwei Thränen in die Augen treten, damit sie als glaubwürdige Zeugen Eure Wechsellügen bekräftigen. Statt mit eiserner Sonde in das Herz Wilhelmines einzubohren, die Sünde hinwegzuschaffen, die Tugend neu zu begründen, gleitest Du leichtsinnig an der Oberfläche dahin, spielst mit dem Geheiligten und spürst nicht, wie der Teufel der Eitelkeit Dich von einer, der Teufel der Eifersucht von der andern Seite umgarnet, um Dich für das Unrecht zu strafen, was Du an Dir, an mir — vielleicht auch an Wilhelminen begehest.

Friedrich an Bernhard.

So viel ich Deiner ursprünglichen Natur und Deiner augenblicklichen Stimmung auch zu gute halten will und muß, kann ich doch nicht umhin Deinen letzten Brief ungerecht zu nennen.

Wodurch trete ich Dir zu nahe? Ist es nicht thöricht, daß Du von Wilhelminen noch sprichst, als sei sie Dein Eigenthum, nachdem Du mit ihr gebrochen, ihr entsagt, eine Andere geheirathet hast und sie nach wie vor für schuldig hältst! Und wäre dies Alles nicht der Fall, so steht doch fest, daß sie Dich nicht liebt, nicht so lieben kann wie Du es wünschest, mithin gar kein Verhältniß zwischen Euch Beiden jemals möglich ist.

Du handelst also thöricht und ungerecht in Bezug auf Dich, auf Wilhelmine, auf mich und auf Deine tadellose würdige Frau. Die letzte mußte Dein Verhältniß zu Wilhelminen für völlig aufgelöset halten, hoffte Dich zu trösten und zu erneuen, und steht vielleicht unter uns Allen, wenn nicht allein schuldlos, doch allein verdienstvoll da. Und wenn sie sich so beherrscht nicht zu klagen und anzuklagen, ist sie deshalb glücklich, und haben die Leidenschaftlichen ein Recht, die Gemäßigten zu verhöhnen und zu mißhandeln?

Du beschuldigst mich ferner: ich handele Unrecht gegen Wilhelmine. Worin? Habe ich mehr gethan als Deine Wünsche erfüllt? Habe ich ihr Liebe geschworen und sie aus ihren Kreisen herausgerissen, sie in Versuchung geführt, ihren Schwächen geschmeichelt, ihr Gutes überschätzt? Keineswegs!

Endlich sagst Du: ich beginge Unrecht an mir selbst; und dieses Wort hat mich angetrieben zu tieferer Selbsterforschung. Ich will Dir nicht verhehlen, was ich entdeckte, magst Du mich nächstdem lossprechen oder verdammen. Zuerst führte mich Dein Auftrag zu Wilhelminen, darauf folgte das Interesse an der Lösung einer psychologischen Aufgabe, ohne alle Beziehung auf meine Person. Weil nun aber jede ächte Aufgabe dieser Art an sich unerschöpflich, unergründlich ist; so sucht jeder Psycholog, der nicht ein trockener Philister ist, einen Haltungs- und Stützpunkt außerhalb jener Unendlichkeit, zieht die allgemeine geistige Erscheinung in den Kreis seiner Persönlichkeit, und muß mit der Ueberzeugung enden: man könne den fremden Geist nie erkennen, als insofern und in dem Maße als man seinen eigenen darin aufgehen läßt, damit verschmilzt, und beiden zu einer neuen, zu einer Wiedergeburt verhilft.

Auf diesem Wege ist Dein zu kühner Freund in eine Abhängigkeit von Minna gerathen, welche sie nicht ahnet, ja welche sie lächerlich und verdrießlich finden würde. Der erste Gedanke, nachdem ich zu diesem Selbstbewußtsein kam, war, mich von hier zu entfernen und das Mädchen nie wieder zu sprechen: aber abgesehen davon, daß dies leichter gesagt, als gethan ist, was würde es ihr, was mir helfen? Für sie liegt in der Weise unserer Bekanntschaft nicht die mindeste Gefahr; und was — wer kennt die Geheimnisse der Zukunft — mir vielleicht nach einiger Zeit ganz natürlich und schmerzlos erscheint, würde mich jetzt, obwohl nicht in äußere Mißverhältnisse, doch in unauflösliche Verwirrung endloser Gedanken oder

Nichtgedanken hinein stürzen. Ich habe mich nun einmal, ich möchte sagen, so angesogen, ich bin so verwachsen mit diesem fremden Dasein, daß ein plötzliches Losreißen eine Art sträflichen Selbstmordes wäre.

Und warum wolltest Du, warum sollte ich mir, — denn Wilhelmine ist dabei unbetheiligt — nach so langem Herzensschlafe diesen Nachsommer ehemaliger unerfüllter Träumereien nicht gönnen? Wenn ein Baum im Herbste zum zweitenmal zu blühen beginnt, Du kannst es als Vorzeichen seines Absterbens betrachten; wirst Du ihn aber verjüngen, wenn Du ihm neidisch oder übersorgfältig die Blüthen ausbrichst. Sie werden von selbst nur zu früh fallen, und wenigstens von Theilnehmenden als Zeichen inneren Lebens betrachtet werden.

Die Schönheit, klagst Du mich an, ist trotz aller geistigen Einreden, wesentlich mit im Spiele. Und warum nicht? Meinst Du, ich soll mich deshalb verdammen? Wo das Gefühl für Schönheit nichts als ein augenblickliches Aufwallen jugendlichen Blutes ist, da erscheint es mir als etwas ganz Vergängliches, Bedeutungsloses, und kann sich — wir erleben es täglich — ebenso leicht auf das Häßliche und Unwürdige werfen. Ich behaupte dagegen, die Schönheit sei eine Offenbarung des Göttlichen, die man in keinem Zeitpunkte des Lebens soll fahren lassen, deren man immerdar bedarf. Wird sie als eine Gabe des Himmels, dem Menschen ohne Verdienst zu Theil, dann auch das Gefühl für dieselbe. Ja man kann ohne Schönheit sehr glücklich leben, sofern der Betrachtende oft mehr davon genießt, als der Besitzende; wer dagegen ohne Gefühl für Schönheit ist, entbehrt der heiter-

sten Verklärung des Lebens; wer es verdammt, geräth mit seinen blinden, angeblich sittlichen Fühlhörnern in die kalte Nacht der Häßlichkeit.

Ob und in wie weit die, durch Schönheit angeregte fast bacchantische Trunkenheit der Leidenschaft natürlich und zu rechtfertigen sei, brauche ich um so weniger zu untersuchen, da hiezu zwei Begeisterte gehören.

Ist denn aber wirklich die dahinsterbende Sentimentalität eine edlere, gründlichere Reinigung und Heiligung der Leidenschaften, als jener vorüberbrausende Sturm, der die Geister weckt und zuletzt von den Banden befreit?

Man nennt es Götzendienst, wenn Jemand den Handschuh seiner Geliebten lebenslang auf dem Herzen trägt; wäre es denn Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, wenn er darin nur diese oder jene Thierhaut erblickte? Es ist gar mancher Aberglaube mit Reliquien getrieben worden; wem aber dafür der Sinn ganz abgeht, der vergißt, daß ja Alles was wir wissen, denken und fühlen, nur Reliquien, Ueberbleibsel und Bruchstücke sind!

Ich habe früher Dein Grübeln getadelt, gerathe aber selbst hinein, und bin damit noch lange nicht zu Ende. Trotz der Unergründlichkeit des weiblichen Geistes und Herzens, beschäftige ich mich unabläſſig mit dem Wilhelminens, und was ich nicht weiß und von außen erfahre, erschaffe ich mir selbst und setze es in meinem Innern zusammen.

Wirst Du es begreiflich finden, daß ich mich auf dem Wunsche ertappe: sie möge nicht ganz schuldlos sein! Der vollen Unschuld gegenüber, was bleibt mir wol für eine Aufgabe? Da ist keine Aneignung, Einwirkung,

Besserung, Theilnahme, Reue und Verklärung. Meine Aufregung, meine Interesse erwächst ja eben aus dem Geheimnisse, wie sich Gutes und Böses, Leichtsinn und Treue mischt und zu einer lebendigen Persönlichkeit gestaltet. Das, mit moralischer Anatomie oder Chemie, ausgeschiedene Gute oder Böse ist ja nichts als das Todte, dem Geist und Leben entfloh. Mögt Ihr diese angeblich reinen Urelemente noch so mühsam aneinanderkleben und kitten, nie wird ein wahrhaft lebendiger Mensch auf diesem Wege hervorgehen.

Bernhard an Friedrich

Statt Deiner psychologischen Grübeleien hätte ich gern Thatsachen gehört, wären sie auch scheinbar nur der kleinsten und unbedeutendsten Art. Jetzt muß ich zwischen den Zeilen Deines Briefes lesen, und Du wirst mich vielleicht wieder der Ungerechtigkeit beschuldigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn ist doch nur der: daß Du in Minna, wenn nicht auf meine, dann doch auf Deine Weise verliebt bist. Um dies zu entschuldigen, mahnst Du mich an meine Frau, thust Dir Etwas zu gute auf die Blüten Deines Altenmannessommers, hältst eine überflüssige Lobrede auf die Schönheit, sehnest Dich nach dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaft, hältst Alles auf Erden für Reliquien und Bruchstück, nur Dein künstlich erwärmtes Herz nicht, und langst endlich bei dem wahnsinnigen Wunsche an, Wilhelmine möge nicht ganz schuldlos sein.

Hinter diesem Wunsche liegt gar nicht, wie Du eitel

zu wähnen scheinst, ein besonderer Tiefsinn, oder ein großes Geheimniß der menschlichen Natur verborgen; er erwächst sichtbarlich auf dem Boden des Egoismus und der Unsittlichkeit.

Friedrich an Bernhard.

Ich könnte Dir allerdings von vielen Thatsachen Bericht erstatten; will jedoch lieber meine Betrachtungen und Grundsätze, als Wilhelminen Deiner Kritik unterwerfen und preis geben. Es ließe sich leicht erweisen, diese Kritik wurzele darin, daß Dein Verstand nicht klar, Dein Wille nicht stark genug ist und beide obenein noch immer in Uneinigkeit leben. Gefühl ohne Verstand hat Dich in Deine Leidenschaft zu Wilhelminen hinein, Verstand ohne Gefühl wieder hinaus geführt. Jetzt möchtest Du gern Zeugnisse für die Richtigkeit und Angemessenheit Deines Benehmens haben, vergissest aber ganz, daß wenn sie zu Gunsten Deines Gefühls lauten, Dein Verstand darüber zürnt, und wenn man diesem Recht giebt, Dein Gefühl von neuem verletzt wird. So wirst Du immer von der Scylla in die Charybdis gerathen, bis Du Dich fest entschließest, diese Klippen und Untiefen nie mehr zu befahren.

Jetzt schiltst Du meine Lobrede auf die Schönheit unnütz, und noch vor Jahr und Tag nanntest Du es eine verkehrte Trennung und Unterscheidung, als ich meinte: das Gute falle nicht ganz damit zusammen, und dürfe

den Häßlichen keineswegs immer abgesprochen, oder den Schönen unbedingt beigelegt werden.

Du spottest meines gebrochenen Herzens und nennst seine erneute Lebenswärme erkünstelt, und hast mich doch früher heftig getadelt, daß es um einzelner bitterer Erfahrungen willen zu schnell erkaltet sei.

Der Sinn endlich, welchen Du meiner Bemerkung über Wilhelminen unterlegst, läßt jene allerdings als so unverständig und unsittlich erscheinen, daß ich kaum weiß, ob Du mich nicht besser verstehen willst, oder kannst. Ohne sie näher zu erklären, darf ich zur Abwehrung Deines Angriffs nur fragen: in welchem Lichte Du Dir selbst erscheinen mußt, wenn sie ganz schuldlos ist? Und ob, wenn sie auf tadelnswerthe Bahnen gerieth, Du nicht die Hauptveranlassung gegeben, wenigstens gewiß nicht hinreichende Gegenmittel angewandt hast. Bist Du denn in Wahrheit dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaften ganz entgangen, und hast Du ein Recht, die etwanigen Nachwirkungen dessen, was Du erregtest, so streng zu verdammen? Doch von dem Allen ist ja eigentlich nicht die Rede. Kein Mensch wird gefunden ohne Sünde und Fehl, keiner ist so unbedingt dem Bösen hingegeben, daß das Umkehren und Erneuen ganz unmöglich wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Grenzpunkten bewegt sich die gesammte, der Erlösung bedürftige Menschheit, und kein Mann, kein Weib gehört zu den völlig Schuldlosen oder Schuldigen. In diesem Sinne hättest Du zuvörderst meine hingeworfene Aeußerung verstehen, oder berichtigen können.

Fast alle Sittenlehrer weisen nun jedem Menschen,

jeder That ihre Stelle auf jener langen Bahn an, messen aber dabei lediglich mit einem quantitativen Maßstabe; das heißt, sie entscheiden wie nahe oder fern Dieses oder Jenes, in seiner einzelnen oder vereinzelten Erscheinung, ihrem abstracten Begriffe des Guten oder Bösen stehe. Dieses Verfahren nun nenne ich einseitig, ungenügend, es ist ein bloßes Rechnen mit unbekannten Zahlen, ohne Rücksicht auf das Qualitative, die Persönlichkeit. Dies, jedem einzelnen Menschen Gegebene, dieser Kern und Lebensquell seines Daseins, soll sich nicht zu eigenliebigem Hochmuth erweitern und über jedes allgemeine Gesetz hinwegsetzen; aber er ist eben so wenig etwas nicht zu Berücksichtigendes, oder gar Auszutilgendes. Diejenigen Schulen, welche mit einer scharfen, äußersten Entscheidung alle hieher gehörigen Räthsel lösen wollen, zerschneiden nur den Knoten und gerathen in Tyrannei oder Willkür, in muhamedanische Vorherbestimmung, oder gedankenlosen Zufall. Die Lehren vom Berufe, der Zurechnung, Milderungsgründen, Vergebung, Begnadigung verlieren alsdann alle ächte Bedeutung. Selbst die Dinge oder Thaten, deren äußerlicher Begriff so leicht festzustellen ist, z. B. Diebstahl, Mord und dergleichen, erhalten durch individuelle, qualititative Auffassung oft eine ganz verschiedene Physiognomie; wie viel mehr alles tiefer in Kopf und Herzen Wurzelnde. Was darf man dem Glücke, dem Ernste, dem Leichtsinne, dem Verdienst, der Schuld zuweisen, oder nicht zuweisen? Täglich brauchen wir diese Worte, meist gedankenlos. Und wer wissenschaftlicher forscht, kommt eben auch nicht weiter, sondern grübelt über Vorherbestimmung und Gnadenwahl,

Hülflosigkeit und Kraft der menschlichen Natur, — sowie ich über das Herz des Mädchens! Beides liegt in derselben Bahn, Beides ist ein Geheimniß.

Ich wiederhole: alle Ultras in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte selig, oder verdammen sie zur Hölle; aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat z. B. klingt ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte erhalten; denn hiermit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben. Und doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht oder überflüssig ist; er läßt rathlos sowie man an das Leben selbst kömmt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches, sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden, neugestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet und versteinerten Götzen unverständig gehuldigt. War es Recht, vom gesetzlichen Heidenthum zum Christenthume überzugehen, die Sklaverei und die Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu verstatten oder zu versagen? Hatten die Schweizer, Niederländer, Amerikaner, Polen Recht oder Unrecht? Das Lebendige läßt sich nicht auf solch einen chemischen Gegensatz oder Niederschlag reduciren.

Von diesen Standpunkten aus erschien mir der quantitative Maßstab auch für Minna unbrauchbar; ich wollte den qualitativen für sie entdecken, und lebe der Ueberzeugung, daß, wie eigentlich nie, so auch bei ihr die

Ergebnisse dieses doppelten Verfahrens nicht unbedingt zusammenfallen.

Jede Abweichung von der, durch den Gesetzgeber vorgeschriebenen quantitativen Sittlichkeit fällt dem Richter zur Bestrafung anheim; das Qualitative hingegen wird gewürdigt, dargestellt, gereinigt, verklärt, durch den Freund, den Geliebten, den Dichter, den Geistlichen.

Was kümmert es Dich, wenn ich Minna gegenüber mich in diese Stellungen hineinträume, um desto besonnener zu erwachen?

Wilhelmine an Adelheid.

Ich lebe jetzt heiterer als seit langer Zeit, die leidenschaftlichen Zustände und Aufregungen nehmen ein Ende, die täglichen Beschäftigungen verlieren seit der Mutter Herstellung ihre bittere Seite, einzelne alte Bekanntschaften haben wir wieder angeknüpft, und wenn ich sie auch nicht besonders anziehend nennen kann, macht mir doch der neue Umgang mit dem Baron viel Freude. Es ist dabei gar nichts Ueberspanntes, Ueberreiztes. Freilich setzen Viele dies über das Natürliche, Gesunde hinauf; ich bin aber keine solche Freundin von Fieberschauern, oder habe so viel davon gelitten, daß mir der ruhige Pulsschlag des Lebens für Leib und Seele heilsamer und erfreulicher erscheint.

Vielleicht hat der Baron bisweilen trübe Stimmungen und Grillen; er weiß sich aber zu beherrschen, oder ich suche sie zu verscheuchen. Nur letzthin, als ich aus

Neugier das Gespräch auf seine Frau lenkte, ward er sehr ernst und sagte: sie besaß alle guten Eigenschaften, nur die nicht, welche jeder Ehe zum Grunde liegen sollte; sie liebte mich nicht, und zeigte dies mir und Andern, um meine übergroße, ihr lästige Liebe zu ertödten. Das gelang zwar nicht, aber das Glück suchte andere Wohnungen.

Meine Neugier ward durch diese Erklärung mehr bestraft, als befriedigt und ich fühlte, daß es nöthiger ist, an sich zu denken, als sich um Andere zu bekümmern.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund! In welche Stellungen und Stimmungen haben wir uns hinein gedacht und gefühlt, oder vielmehr hinein räsonnirt. Ohne zureichenden Grund stehen wir fast feindlich gegenüber und tadeln uns wechselweise, statt uns zu stützen und auszuheilen. Insbesondere mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich verspottete, weil Dein an Liebe so reiches, so bitter verschmähtes Herz sich nach langem Schmerze einmal wieder öffnet; als offenbare sich darin nicht der Urquell alles echten Lebens, sondern nur ein unzeitiges, geckenhaftes Abmühen.

Ich bin jetzt ungemein viel ruhiger und milder, als noch vor kurzer Zeit; allein der Fieberhitze folgt Erschöpfung, und was der Geist gewinnt, büßt der erkrankende Körper ein.

Friedrich an Bernhard.

Ich habe mich Deines milden Briefes und Deines beruhigten Gemüthszustandes doppelt gefreut, da ich Dir leider eine neue Aufregung nicht ersparen kann. Minna's Mutter ist nach langer Krankheit endlich gestorben. Die Sorgfalt, Geduld und Ausdauer der Tochter überstieg jedes Maß, so wie jetzt ihr Schmerz. Ich würde Dir hiervon vielleicht gar nichts geschrieben haben, wenn sich nicht noch eine andere, äußere Sorge hinzugesellte. Du weißt, daß Minna als ein armes Kind geringer Herkunft von ihrer Mutter adoptirt ward. Diese hat aber die hiezu erforderlichen Förmlichkeiten nicht beobachtet, auch kein Testament gemacht; und so fallen nun die entfernten Verwandten nicht allein über den eigentlichen Nachlaß der Verstorbenen her, dessen Verlust Minna ertragen muß; sondern nehmen auch Alles in Anspruch, was Du ihr jemals geschenkt hast, so daß sie nackt und blos aus dem Todtenhause gehen müßte. Durch meine Bemühungen sind vorläufig alle hierauf Bezug habenden Maßregeln eingestellt; ich sende Dir indeß hierbei ein Verzeichniß aller in Anspruch genommenen Sachen, damit Du eiligst das Eigenthum Wilhelminens bescheinigen mögest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Wer hätte gedacht, daß die wiederkehrende Heiterkeit meines Lebens so schnell verschwinden würde! Als im vergangenen Jahre Krankheit und

Noth drückend hereinbrach, da lebte die Mutter doch und die größten Opfer erschienen gering, um sie zu retten, und die Hoffnung erhöhte alle Kräfte. Aber jetzt! Ich habe den Gedanken, daß die Mutter sterben werde, nie ausbilden, nie festhalten können; und noch jetzt gehe ich umher wie ohne Besinnung. Nur die äußerste Noth und die bittersten Geschäfte wecken mich wie aus einem Todtenschlafe. Seit Kindesbeinen hatte ich keinen andern Gedanken, keinen Wunsch, als die ihrigen; sie dachte und handelte für mich, und nun soll ich plötzlich ganz allein stehen in schwierigeren Lagen.

Bin ich denn ohne Liebe gewesen, weil ich nur die Mutter und sie über Alles liebte? Was sie an irdischen Dingen hinterließ, wird mir genommen, meine Liebe lege ich freiwillig in ihr Grab. So bleibt mir nichts, gar nichts übrig, und ich hätte mich ohne Weigerung mit begraben lassen.

Sonderbar, der Baron, dessen ernstes Erscheinen mir so unbequem war, ist der einzige Mensch, der sich meiner mit Ernst und Liebe annimmt, und mich in's Leben zurückruft.

Christine von — an Friedrich.

Ihr letzter Brief an meinen Mann hat ihn nicht mehr getroffen. Heftig überreizten Zuständen folgte eine so rasche Abnahme aller Kräfte, daß er den — sanft verschied. Mein Zweck: ihn zu neuem frischen Leben zu erwecken, das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte und

Gefühle herzustellen, ist verfehlt, von ihm jedoch in der letzten Zeit zu meinem Troste wenigstens anerkannt worden. Sie, mein edler Freund, haben (dies sehe ich aus Ihren Briefen an meinen Mann) dafür redlich gewirkt und mich nicht verkannt. Ich werde das nie vergessen.

Ein Verzeichniß aller Geschenke, die mein Mann an Wilhelminen gemacht, hat sich glücklicherweise gefunden; ich lege es bei, um davon Gebrauch zu machen.

In die schwierige Untersuchung: ob Wilhelmine gegen meinen Mann gefehlt habe, oder nicht, mag ich mich um so weniger einlassen, da ich ja ähnliche Fragen über mich selbst aufwerfen könnte. Gewiß ist ihre Schuld nicht förmlich erwiesen, und es erscheint mir als Unrecht, unbestimmter Vermuthungen halber, mit Erfüllung bestimmmter Versprechungen länger zu zögern. Daher halte ich mich für verpflichtet, — selbst ohne Rücksicht auf den Inhalt Ihrer Briefe und die Lage Wilhelminens —, Dasjenige zu übernehmen, was mein Mann ihr, wie ich jetzt aus seinen Papieren ersehe, bei der Verlobung und für den Fall seines Todes zugesichert hat. Ich bitte Sie also — Thaler bei dem Bankier — in — zu erheben und gegen Rückgabe der Handschrift meines Mannes an Wilhelminen auszuzahlen. — Endlich lege ich Ihre, an meinen Mann gerichteten Briefe in der Voraussetzung bei, daß sie Ihnen ein willkommenes Andenken sein werden.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard ist gestorben, ruhiger und milder, als man zu erwarten Grund hatte. Warum ward er durch das Andenken an mich noch immer so heftig aufgeregt? Lag hiebei ein dunkles Gefühl seiner oder meiner, oder unserer Schuld zum Grunde? Hoffte er die Mißtöne durch irgend ein Mittel dereinst auflösen zu können? Vergebens!

Wozu frage ich aber nach fremden Räthseln, da ich kaum die meiner Brust kenne. Hat mich doch die Nachricht von Bernhard's Tode selbst in hohem Grade bewegt! Der Mann, welcher mich am liebsten hatte auf Erden, die Frau, welche ich allein auf Erden liebte, Beide sind gestorben und ich stehe allein da, jedem Sturme preisgegeben. Die Erinnerung an frühere Fröhlichkeit, an ehemalige Genüsse, welche sonst, wo nicht getröstet, doch beschäftigt, ist mir gerade jetzt am widerwärtigsten; während die Erinnerung an mein Leiden mich aufrichtet, und ich mich getraue vor dem erhabensten Richterstuhle mein Unrecht und mein Verschulden, weit eher als meine Freuden, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen.

Ich mache Bernhard keine Vorwürfe, doch bin ich durch ihn für mein ganzes Leben in eine unpassende Stellung gerathen. Viele Dinge und Menschen erblicke ich jetzt unter mir und mag sie nicht mehr, mit denen ich mich sonst heiter auf gleicher Linie bewegte, umgekehrt sehe ich in höhere Regionen hinein, aber nur wie von den Sprossen einer schwankenden Leiter, welche hin-

auf oder hinabzusteigen gleich gefährlich erscheint. Wo ist denn nun meine Heimat, wo finde ich einen sichern Boden, wo meines Gleichen, ohne welche zu leben unerträglich, ja unmöglich ist?

Du weisest mich an mich selbst, aber der reichbegabteste Mensch genügt sich ja nicht, viel weniger kann ich armes Kind für mich allein stehen. Und überdies finde ich in mir kein einfaches Selbst, mit dem ich in Frieden und Eintracht verkehren könnte, sondern ein doppeltes, mit sich in Zwiespalt lebendes. Will meine ursprüngliche Natur sich an das Tageslicht wagen, erscheint es mir fast wie ein Unrecht, und seit der Mutter Tode drängt sich etwas ganz Anderes in mein Bewußtsein, das ich sonst nicht kannte. Wie soll ich nun Bejahendes und Verneinendes, Heiterkeit etwa und Sehnsucht mit einander vertragen und unter einander aussöhnen? Doch wozu diese Grübeleien, womit mich Bernhard und Friedrich wohl angesteckt haben.

Fast vergaß ich darüber, Dir das Wichtigste zu melden: Christine von — hat aus eigenem edelen Antriebe und auf Friedrich's Bemühen mir die Summe auszahlen lassen, welche Bernhard mir zusicherte, aber vorenthielt, weil er (unbekannt mit den Leiden und Gefahren der Armuth) wähnte, mich durch Noth für das Gute zu erziehen. Diesem thörichten Versuche entgehe ich für die Zukunft und bin mindestens gegen Nahrungssorgen gesichert. Sonst habe ich über mein künftiges Leben noch keinen Beschluß gefaßt.

Friedrich an Christine von —.

Sie glauben nicht, meine gnädige Frau, mit welcher Freude und Wehmuth Wilhelmine das Geschenk empfing, welches Sie großmüthig einer schuldlosen Gegnerin übersandten. Bei längerem Leben würde Bernhard (mit Ihrer Zustimmung) gewiß dasselbe gethan haben.

Ueber ihr künftiges Leben hat Wilhelmine noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, und es ist ihr schwer zu rathen, da sie durch Geburt und Schicksale kaum einem bestimmten Kreise von Menschen angehört.

Die Reise in meine Heimat kann ich allerdings nicht lange verschieben, doch halten mich mehrere Gründe zunächst hier noch fest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Du bist meine älteste, treuste, einzige Freundin! Ich komme zu Dir, ich lebe mit Dir, ich habe für mein künftiges Leben einen raschen, aber wohlbegründeten Entschluß gefaßt.

Wie dies Alles zusammenhange, wie es gekommen sei; werde ich es Dir deutlich machen, erzählen können?

Bernhard's Umgang stimmten die Saiten meines Geistes und Herzens immer zu hoch oder zu tief, daraus folgte selbst für die einfachsten Mittheilungen und Belehrungen eine wechselseitige Mißstimmung, welche meinerseits durch jugendlichen Muth und Uebermuth minder vertilgt, als nur übertönt wurde. Ich glaubte, so sei

aller Umgang mit Männern, und der Unbedeutende mußte mir deshalb fast lieber sein, als der Bedeutende. In solcher Stimmung lernte ich Friedrich kennen, gewöhnte mich an ihn und fand, wie ich Dir bereits schrieb, seine Ruhe bequemer, als Bernhard's leidenschaftliches Treiben. Wenn mich die Pflege der Mutter erschöpft hatte, rief er nicht die Heiterkeit jener früheren Zeit, vielleicht aber eine edlere, gewiß eine wohlthuendere in mir zurück, die ich in diesem Leben nicht wieder zu verlieren hoffte. Nach dem Tode der Mutter sorgte er noch treuer für mich als zuvor, und ermahnte mich auch wol zu ernsteren Beschlüssen, während ich zufrieden war, vom Tage zum Tage zu leben.

Vorgestern geriethen wir nun immer tiefer und tiefer in diese Gespräche, Friedrich ward lebhafter und bewegter, bis er mir endlich, zwar nicht mit ganz klaren, aber doch unzweideutigen Worten seine Hand anbot. Ich erschrak auf's äußerste über diese mir ganz unerwartete Wendung des Gesprächs, und alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, aller Jammer und alles Leiden solcher Mißheirathen standen plötzlich vor meiner Seele. Ich wollte nicht zweimal in denselben Irrthum verfallen, ich durfte seine Güte nicht mißbrauchen.

Was ich ihm sagte, kannst Du hienach ermessen; doch ward er wieder ruhig und reichte mir beim Abschiede, ich weiß nicht ob mehr freundlich oder wehmüthig die Hand.

Es ist meine Pflicht, dies Verhältniß abzubrechen; morgen reise ich ab, und bin in zweien Tagen bei Dir.

Friedrich an Christine von —.

Sie, meine gnädige Frau, sind so sehr meine und Wilhelminens Freundin, und so vertraut mit unserem Schicksale, daß Sie es nicht mißdeuten werden, wenn ich Sie noch weiter davon unterhalte.

Aus den Briefen an Bernhard kennen Sie den Gang meiner Bekanntschaft mit Wilhelminen. Je mehr ich ihre eigenste Persönlichkeit begreifen lernte, desto mehr schwanden alle allgemeinen Bedenken und Einreden wider dieselbe. Neugier führte zu Wißbegier, und so durch richtigere Kenntniß, Angewöhnung und Freundschaft hindurch kam ich zu der besonnenen Ueberzeugung, es sei am gerathensten, wenn ich ihr meine Hand anböte. Um sie auszuforschen, begann ich mit leiseren Andeutungen und sprach, als sie diese unbeachtet ließ, allmählig so bestimmt und deutlich, daß sie mich gar nicht mehr mißverstehen konnte. Da erschrak sie dergestalt, daß sie erblaßte, lange schwieg und endlich mit ängstlicher Eil mir alle Gründe wider eine solche Verbindung, etwa in der Art aufzählte, wie früher Ihr Herr Schwiegervater in dem abmahnenden Briefe an Bernhard. Da nun diese Gründe auf mich fast gar keine passende Anwendung finden, so ging für mich leider daraus hervor: Daß Minna sich ihrer nur bediene, um ihre Gleichgültigkeit, wo nicht ihre Abneigung gegen mich zu verdecken. So hat die psychologische Beobachtungsgabe sich wieder einmal sehr schlecht bewährt und Ihres Mannes Vorwurf über den lächerlichen Altenmannessommer bestätigt. Ich habe von Wilhelminen mit zwei kurzen, aber freundlichen

Worten Abschied genommen und ihr geschrieben, ich sei im Begriff nach — abzureisen.

Nachschrift. So eben erhalte ich von Wilhelminen einen Brief des Inhalts: Mag ich unser letztes Gespräch richtig oder falsch verstanden haben, auf jeden Fall ist es, wo nicht für Ihre, doch für meine Ruhe nothwendig, daß ich — verlasse. Forschen Sie nicht nach meinem Aufenthalte; doch hoffe ich, Sie werden mich in der Ferne, ungeachtet meiner Erklärungen, nicht ganz vergessen." — Was soll ich von diesem Briefe, diesem Entschlusse denken, wie ihn erklären? Ich weiß es nicht; wol aber hat er mich plötzlich in eine solche Stimmung versetzt, daß meine frühere Ueberlegung mir als Thorheit, meine Ruhe als affectirte Kälte erscheint, und mir nur jetzt ein Gedanke vor der Seele steht: ich könne die Trennung von Wilhelminen nicht ertragen. Was ich jedoch in diesem Augenblicke thun, was unterlassen soll, ich weiß es nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

In diesem Augenblicke schreibt mir Friedrich, er reise fort; da kann ich ja wol meine Abfahrt verschieben, denn unser beiderseitiger Hauptzweck ist — so scheint es — doch nur, uns zu trennen. Als brauchte man dazu eines räumlichen Zwischenraumes, als wäre das körperlich Nächste, nicht oft das geistig Fernste, und umgekehrt. Friedrich's leichthin gefaßter Entschluß erweiset, wie gerecht meine Furcht vor einem zweiten mühseligen

Brautstande war, und daß kalte Zuneigung und überheiße Leidenschaft sich unerwartet an vielen Stellen begegnen können.

Darum mag es nur bei dem ersten Entschlusse bleiben, ich komme zu Dir.

Nein, liebste Adelheid, ich kann diese Zeilen so nicht abschicken. Ich habe gegen Dich nicht geheuchelt, aber ich bin doch auch gegen Dich und mich nicht ganz wahr gewesen. Alle Bedenken, die ich wider eine engere Verbindung mit Friedrich äußerte, ich fühlte sie wirklich, und sprach aus Angst über ihr Gewicht mit einer Lebhaftigkeit, die ihn fast nothwendig zurückschrecken mußte. Aber diese Angst, diese Lebhaftigkeit entstand aus der noch tiefern Besorgniß, daß sie unwiderleglich sein möchten. Sie mußten ihm so erscheinen, denn er schwieg, ein Zeichen, daß er nicht liebte wie ich.

Diese bittere Erfahrung hat mich erst zur Selbsterkenntniß gebracht. Blicke ich zurück auf den Gang meiner Bekanntschaft mit Friedrich, so ist er mir kaum erklärlich; doch giebt der Tod meiner Mutter den Wendepunkt des ganzen Verhältnisses. Alle die Liebe, die ich ihr von Kindesbeinen zugewandt, die mich für alles Andere fast gleichgültig gemacht hatte; sie lag jetzt herrenlos, ja verachtet vor mir. Ich erblickte eine unermeßliche, unausfüllbare Lücke in meinem Innern, das Gefühl der Sehnsucht wuchs täglich mächtiger empor, ich träumte, ja ich erkannte, daß ohne eine Befriedigung desselben meine Heiterkeit ihren Trauerschleier nie abheben könne und werde.

Friedrich war der einzige Mann, den ich zugleich lieben und ehren, mit dem ich zugleich heiter und ernst sein konnte, von dem ich täglich lernte ohne Unbequemlichkeit, gegen den ich mich aussprach ohne Besorgniß, der mich verstand ohne Umdeutung, der mich liebte wie ich war.

Doch nein, nein, das that er nicht; drum gebe ich meinen jetzigen Träumen und Hoffnungen den Abschied, und komme zu Dir aufs Land, um noch einmal in Träumen der Vorzeit, der ersten Jugend zu leben. Nicht mit Eilposten und Extraposten wollen wir reisen, sondern wie sonst auf Wolken, Sonnenstrahlen und Sternschnuppen durch die Welt fahren. Der irdischen Bedürfnisse wollen wir vergessen, denn mehr Silber als wir brauchen bietet uns der See, mehr Gold jedes Morgen- und Abendroth. Statt der eiteln Kleiderpracht, wird mich das Gewand der Lilien und Rosen wieder ansprechen, und wenn ich über die Menschen, zunächst über mich selber, zürnen will, so sollst Du mit Deinen Kindern mich erheitern. Im Angedenken an so manches Schöne werde ich wieder aufleben, in der Erinnerung an meine Lieblinge mein eigenes Wesen wiederfinden, und wenn die Ernsteren, Höhergestellten mich verbannen wollen, mich noch einmal im Vertrauen auf den Schutz Sarastro's, Oberon's und des heiligen Georg in den Garten der Lebenspoesie hineinwagen.

Adelheid an Friedrich.

Ob ich gleich, Herr Baron, nicht die Ehre habe, Sie persönlich zu kennen, hörte ich doch von Ihnen so

viel, daß ich überzeugt sein darf, Sie werden es billigen, wenn ich nach langem Zweifel an Sie schreibe.

Seit drei Monaten lebt Wilhelmine, von Ihnen unentdeckt, bei mir, ihrer Jugendfreundin. Ich eröffne Ihnen dies Geheimniß keineswegs, damit Sie in leichtsinniger Eil hieher kommen, sondern damit Sie ernst und besonnen einen männlichen Entschluß fassen, und allem Schwanken wo nicht in Ihrem, doch in Wilhelminens Gemüthe ein Ende machen. Sie glaubt sich von Ihnen nicht geliebt, sie hält sich für gezwungen, Ihnen entsagen zu müssen; und ich würde sie mit aller Kraft in diesen Ansichten bestärken, wenn ich sie theilte.

Die äußeren Gründe der Trennung meiner Freundin von Bernhard waren oberflächlich, bloße Mißverständnisse; beim völligen Mangel innerer Einigkeit hätten aber alle Versuche sie aufzuklären zu nichts geführt. Jetzt liegen die Verhältniße anders: das Mädchen hängt mit einer Innigkeit an Ihnen, die sie sich selbst nicht gestehen will, die ich aber deutlich erkenne und die ihr ganzes Wesen wie mit neuem Glanze, so mit tiefem Schmerze durchzieht.

Ob Sie, Herr Baron, gar nicht, oder nur vorübergehend daran gedacht haben, Wilheminen Ihre Hand zu reichen, ich weiß es nicht: auf keinen Fall sollen Sie sich jetzt durch eine vorübergehende Aufwallung, oder sentimentale Stimmung beherrschen lassen; denn daraus würde kein Lebensglück für Sie, und noch weniger für meine Freundin hervorgehen.

Nichts aber kann meines Erachtens einen wahrhaft verständigen und edeln Entschluß besser herbeiführen, als

wenn Sie Wilhelminen noch genauer kennen lernen als bisher. Deshalb übersende ich Ihnen — natürlich ohne Wissen meiner Freundin — alle Briefe, welche sie mir von ihrem ersten Auftreten in — bis zu ihrer Abreise schrieb. Ich habe sie jetzt nicht ohne die innigste Theilnahme wieder lesen können, will aber keineswegs meine Empfindungen Ihnen aufdringen. Ueberlegen Sie mit Ruhe, beschließen Sie mit Ernst und melden Sie mir bald Ihre unabänderliche Entscheidung: ob meine Freundin Sie vergessen muß, oder die Ihrige werden soll.

Friedrich an Christine.

Wie rasch, wie unerwartet, wie glücklich hat sich mein Schicksal entschieden. Nach dreimonatlichem, vergeblichem Forschen — um so vergeblicher, da ich kaum wußte, ob irgend ein vernünftiger Grund dafür vorhanden sei — erhielt ich von Wilhelminens Jugendfreundin den anliegenden Brief. Er bezeugt, daß ich geliebt werde und würde meinen Entschluß schon unwiderruflich bestimmt haben. Welch liebenswürdiges Mädchen aber Wilhelmine sei, hatte ich in der That kaum halb gewußt; ich erfuhr es erst ganz aus ihren Briefen an Adelheid, welche die verständige Freundin mir mittheilte. Die Zartheit und Originalität der ersten Jugend, die glanzreiche Blüte der nächsten Jahre, herbe und doch natürliche Mißverständnisse. Kämpfe mit Krankheit und Noth, Kindesliebe ohne Maß, neue Lebenzeichen und neue Zweifel, endlich die herzliche Liebe, welche mir, so unverdient,

zu Theil wird! Dies Alles ging nicht an mir vorüber, nein ich erlebte es selbst und fühlte mich zuletzt ganz und für immer mit Wilhelminen vereint.

Wie erstaunte sie über meine Ankunft, wie schalt sie die Freundin über ihre Mittheilungen, während sie ihr um den Hals fiel! dann zu mir sich wendend sprach sie: Friedrich, Sie kennen mich ganz! vielleicht besser als ich mich selbst kenne; wollen Sie es denn mit mir wagen? — Ich war so gerührt, daß ich kaum antworten konnte. — So wären denn, fuhr sie fort — gegen und über Erwartung — Heiterkeit und Sehnsucht einstimmig und versöhnt; nachdem ich dem Lebensglücke schon entsagt hatte, beginnt für mich erst die schönste Zeit. — Und in der That, von Tag zu Tag scheint Wilhelmine schöner aufzublühen, Früchte der Erfahrung glänzen neben den Blüten der Jugend, Ernst und Scherz gehen Hand in Hand und nach manchem Irrthume sehen wir Glücklichen uns an einem Ziele, welches uns Beiden für dieses Leben unerreichbar erschien.

Ich habe Wilhelminens, Bernhard's und meine Briefe nach der Zeitfolge geordnet. Wenn sie auch den Kenner und Kritiker keineswegs als ein reiches Ganze, als ein geschlossenes Kunstwerk erscheinen können, sind wir doch eitel oder gutmüthig genug zu wähnen: es gebe noch Gemüther auf Erden, welche sie, zwar nicht mit unserem eigenen Interesse, aber doch nicht ohne Theilnahme lesen würden.

Leibniz und Alexander von Humboldt.

Eine Fest-Rede,

gehalten

in der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften

von

August Boeckh.

Fontenelle spricht in seiner Lobrede auf Leibniz, die er im Jahre 1716 in der Pariser Akademie gehalten, nachdem er von der Erfindung der Differentialrechnung gehandelt hat, auch von den Versuchen, welche Leibniz, von der hohen Theorie herabsteigend, im Maschinenbau gemacht habe. Er führt zuerst die bekannte Sache an, daß Leibniz daran gedacht, Wagen und Kutschen leichter und bequemer einzurichten; ein Doktor, sagt er, welcher es Leibnizen zur Last legte, daß er nicht ein Jahrgehalt von dem Herzog von Hannover erhalten hatte, ergriff die Gelegenheit, in einer öffentlichen Schrift ihm beizumessen, er habe ein Fuhrwerk bauen wollen, welches

---

Herr Professor und Geheimerath Boeckh hat die Güte gehabt, dem „Lesegarten" die Mittheilung dieser Festrede freundlichst zu gestatten. D. R.

in vierundzwanzig Stunden von Hannover bis Amsterdam fahren würde: ein übel angebrachter Scherz, fügt der Redner hinzu, weil derselbe nur zum Ruhme des Angegriffenen ausschlagen konnte, vorausgesetzt, daß die Sache nicht schlechthin unmöglich sei. Trotz Fontenelle's verständiger Bemerkung schien sie aber damals unsinnig: heutzutage kann man zwar fragen, mit welchen Mitteln Leibniz eine solche Wirkung habe hervorbringen wollen, aber man muß über den Doktor lachen, wenn er glaubte, den Philosophen mit nichts lächerlicher machen zu können, als wenn er ihm ein solches Unternehmen vorrückte. Der Versuch gelang nicht. Die heutigen Fortschritte in der Anwendung künstlich entwickelter Naturkräfte, welche auf die Fortschritte des Wissens gegründet ist, beschämen durch die früher kaum oder gar nicht geahnete Ueberwindung der die Sterblichen einengenden Raum- und Zeitverhältnisse und die unberechenbaren Folgen dieser Erfindungen alle vorhergegangenen Zeitalter; wenn irgendwann und irgendwodurch, hat sich hierdurch und jetzt bewährt, was Sophokles vor Jahrtausenden sagt: „Vieles Gewaltige giebt's; doch nichts ist gewaltiger als der Mensch." Aber daß wir uns nicht überheben, ist es dienlich zu beachten, worin und auf welchem Gebiete die raschen und unermeßlichen Fortschritte möglich sind und erreicht werden, und worin die Menschheit so langsam, unmerklich und unsicher vorwärtsgeht, daß manche daran verzweifeln mögen, ob darin überhaupt ein Vorwärtskommen stattfinde. Der Mensch ist der Herr der irdischen Schöpfung, und unterwirft seinen Bedürfnissen und Zwecken die ganze sinnliche Natur; seit undenklichen Zei-

ten hat er Land und Meer durch Ackerbau und Bergbau und Schifffahrt, und zugleich die gesammte der Zähmung irgend fähige Thierwelt sich dienstbar gemacht, und fängt auch Unbezähmbares für seine Verzehrung ein: nachdem er die offen liegende Natur sich unterworfen, lockt er auch der verborgenen allmählig mehr und mehr ihre Geheimnisse ab, nicht allein wie ursprünglich mit unbewaffneten Sinnen beobachtend, sondern durch die kunstreich und erfinderisch ausgedachten Mittel oder Apparate und Werkzeuge des Versuchs, verbunden mit Messung und Rechnung, setzt die so gefundenen Kräfte nach seinem Willen durch Maschinerie in Thätigkeit und zwingt sie zu der Richtung, welche seinen Absichten entspricht. Alles Sinnliche und Einzelne ist endlich und beschränkt, und dennoch weiß er mit diesem Endlichen die Schranken der Endlichkeit fast zu überspringen oder beinahe in's Unbegrenzte zu erweitern. Hierin übertrifft ein Zeitalter das andere außerordentlich, und wenn nicht große Umwälzungen den ganzen Bildungsstand der Menschheit oder eines großen Theiles derselben so zerstören oder zurückwerfen, daß sie von neuem wie vom Ei anfangen muß, das spätere Zeitalter die früheren. Im größten Maßstabe liefert den Beweis dafür die Vergleichung des klassischen Alterthums mit den letzten Jahrhunderten. In dem Zeitalter Ludwigs XIV. besonders, welches alle früheren zu überragen schien, entbrannte der Streit darüber, ob die Alten oder die neueren Größeres erreicht hätten; Carl Perrault erhob in seinem Gedichte „das Zeitalter Ludwigs des Großen" diese goldne Zeit über alles, und zeigte in seiner Parallele der Alten und der

Neueren, wie herrlich weit es die Letzteren gebracht. Andere traten für die Alten in die Schranken; aus mißverstandenem Eifer für die Ehre des Alterthums wurden bald fast alle Erfindungen der neueren Zeit für dasselbe in Beschlag genommen, Buchdruckerkunst und Mikroskop, Brenngläser, Brennspiegel,Ferngläser, Uhren, das Kopernikanische Weltsystem, Magnetismus und Elektricität und mehr dergleichen. Es ist wahr, daß von dem allem Anfänge oder Ahnungen, Vorkenntnisse oder Andeutungen in den Alten liegen, von denen zum Theil die Erfinder ausgegangen sind; es ist ferner wahr, daß die Feinheit der Sinne und die damit in Verbindung stehende Aufmerksamkeit und Genauigkeit der Beobachtung dieselben manches erkennen ließ, was von den Neueren erst spät oder gar nach langer Verneinung wieder gefunden worden: ich führe Beispielsweise den Stachel im Löwenschwanze an, über welchen man vor Blumenbach lächelte, das Lebendig-Gebären der Hayfische, welches unser Joh. Müller wieder zu Ehren gebracht hat, das Geschlecht der Pflanzen, das Beurtheilen der Empyeme nach dem Gehör, wozu die Alten kein Stethoskop nöthig hatten: aber ungeachtet sie auch in mechanischen Dingen eine natürliche Tüchtigkeit besaßen, wie besonders ihre Bauwerke zeigen, ungeachtet sie darin sogar so Großes leisteten, daß es den Männern vom Fach unbegreiflich und daher trotz den bündigsten Zeugnissen fabelhaft erscheint, wie ihre großen Schiffe; so ist doch nicht zu verkennen, daß sie ihre schönsten Ahnungen nicht fähig waren, genauer zu bestimmen und zu begründen, weil sie das Instrumentale wenig ausgebildet haben, theils

indem das Zeitalter dazu noch nicht reif war, theils aus zu vornehmer Geringschätzung des Empirischen und Mechanischen, welchem die großen Geister Theoreme und philosophische Spekulation weit vorzogen: daher auch viele praktische Dinge, die wir in wissenschaftliche Form gebracht haben, von ihnen fast ausschließlich der Ausübung überlassen und nicht auf allgemeine wissenschaftliche Grundsätze zurückgeführt wurden. Wer dem klassischen Alterthume alles beilegen will, verkennt den Geist und Werth desselben, weil er ihn in anderem sucht, als worin er wirklich groß war. Uns hat die Empirie oder zu Deutsch die Erfahrung groß gemacht, und in dieser erfahrungsmäßigen Erforschung der Natur liegen unsere gewaltigen und einleuchtendsten Fortschritte. Es giebt aber noch eine andere Seite der Erfahrung außer der von der Natur: es ist die Erfahrung von menschlichen Dingen, die Erforschung alles Geschichtlichen. Wer wollte läugnen, daß auch darin ein starker Fortschritt stattfinde? Die Kunde der Völker und Staaten hat sich in den neueren Zeiten durch ausgedehnte Reisen und Entdeckungen von Ländern über den ganzen Erdball erweitert; die Kunde der vergangenen Zeiten in allen Richtungen menschlicher Thätigkeit, im Bürgerlichen oder Politischen, im Religiösen, Wissenschaftlichen und Künstlerischen ist theils durch Eröffnung neuer Quellen, theis durch Sammlung der bekannten, am meisten aber durch die Bearbeitung derselben und umfassendere und eindringendere Forschung richtiger und vollständiger geworden; die Ansichten vom Alterthum und von der mittlern Zeit sind jetzt fast gänzlich umgestaltet; die Sprachenkunde hat eine

Ausdehnung erlangt, gegen welche die Beschränktheit des Alterthums einen gewaltigen Gegensatz bildet, und ihre Behandlungsweise ist durch die vergleichende Sprachforschung verändert und wesentlich verbessert. Der einleuchtendste und wichtigste Fortschritt liegt auch hier auf dem empirischen Felde und ruht auf empirischer Grundlage. Was ist es dagegen, worin die Menschheit und namentlich ihr Erkennen am langsamsten vorrückt? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, je unsinnlicher, innerlicher, geistiger die Dinge sind, desto unmerklicher, geringer, bestrittener ist in ihnen der Fortschritt; und wenn ich gesagt habe, der Mensch besiege durch die endlichen und sinnlichen Kräfte beinahe die Endlichkeit selbst, so kommt der unbeschränkte, fessellose, ja wir dürfen sagen unendliche Geist durch die in ihm selber liegenden Mittel nicht weit und nur sehr langsam über die Grenzen hinaus, an welche derselbe vermöge seiner urschöpferischen, im etymologischen Sinne des Wortes poetischen Kraft schon früh herangerückt ist. Weder Beobachtungen noch Versuche decken die letzten Gründe auf, noch bauen sie eine Brücke vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Leib zur Seele, von der Materie zum Geist, eine Brücke, die Leibniz durch die wenig aufklärende prästabilirte Harmonie zu schlagen gehofft hatte. Hier gilt, was der tiefsinnige Dichter sagt:

„Ihr Instrumente spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel:"

kein Hebel sprengt das Thor zu dem innersten Geiste, kein Werkzeug rollt den Schleier der Isis auf. Aber die hochbegabten Naturen aller Zeiten, sogar der ältesten, sind

von der ganzen Fülle der frei erschaffenden übersinnlichen Kraft beseelt: die Tiefe der geistigen Anschauung wächst keineswegs mit den Zeiten; der geistige Inhalt mehrt sich nicht wie die Summe der Erfahrungen, sondern wiederholt sich vielmehr in den ausgezeichnetsten Individuen, lebt in jedem derselben ganz und ungetheilt, obgleich in seiner Darlegung mannigfach bedingt und modificirt, und vorzüglich nur in diesen Modifikationen, wozu ich manche allerdings nicht unbedeutende Verschiedenheit der Auffassung und Form, die ganze Technik der Entwickelung und Combination und den beschränktern oder vielseitigern Gang der Betrachtung rechne, scheint hier der Fortschritt zu liegen. So zieht sich durch alle Zeiten eine nicht gleichsam eingetrichterte, sondern dem Geiste selber entstammende Offenbarung der erhabensten spekulativen Gedanken, die zuerst verhüllt und verpuppt sind im Mythos, dann in den geistreichern Philosophemen sich entfalten. Diese großen Ideen des schöpferischen Geistes, die nicht von gestern her sind, lassen sich nicht so leicht durch beabsichtigte oder zufällige Entdeckungen oder Erfindungen vermehren, sondern nur klarer herausstellen; wiewohl auch dieses nicht in stetigem Fortschritte geschieht, sondern ebensowohl werden sie bisweilen für eine Zeitlang abgeschwächt und verdunkelt oder skeptisch verneint, und wieder neu geschaffen und gekräftigt, und wieder aufgelöst, wie das Gewebe der Penelope. Eben weil sie uralt und eine Prometheische Mitgabe für die Menschheit auf ihrem dornenvollen Lebenspfade sind, behält das Alterthum einen unvergänglichen Werth für die gesammte Nachwelt: denn es hat in jugendlicher

Frische der Begeisterung jene Ideen erzeugt und ausgeprägt und genährt und gepflegt, und die Späteren können, zumal bei der immer mehr wachsenden Herrschaft kalter Verständelei und zersetzender Kritik Geist und Gemüth an jener heiligen Flamme immer neu erwärmen und nähren. Wenn noch Jahrtausende hindurch fernerhin philosophirt wird, werden Platon und Aristoteles immer den hohen Rang behaupten, den sie Jahrtausende lang unter den Philosophen einnahmen und noch einnehmen unter den großen Denkern, die unserem Vaterlande zur Zierde gereichen: schon diese Namen genügen, um zu zeigen, daß im Gebiete der Philosophie, in Rücksicht der letzten Gründe, der Fortschritt nicht von der Art ist, wie in den empirischen Kenntnissen. Ferner fließt aus dem Urquell des schöpferischen Geistes auch die Poesie, mit welcher es sich wenig anders verhält. Die älteste Dichtung unter den Völkern, mit denen unsere Bildung in dem nächsten Zusammenhange steht, ist die Homerische: diese ist so unübertrefflich und hat in ihrer Gattung das Beste gleich so vorweggenommen, daß keiner der folgenden mit Homer wetteifern, alle nur von ihm lernen konnten: ja die ganze Geschichte dieser Gattung im Alterthum (ich gehe absichtlich nicht weiter herab) zeigt fast nur eine stufenweise Abschwächung derselben, und mit Recht leitete schon in den Zeiten des Peloponnesischen Krieges der verständige Choerilos von Samos seine Perseïs mit jenen merkwürdigen Worten ein:

„Ah! glückselig, wer einst, des Gesanges wohl kundig, der Musen
Diener zu der Zeit war, als unbepflücket die Au noch!
Jetzt, da alles vertheilt, an die Grenzen die Künste gelangt sind,
Bleiben die letzten zurück wir im Lauf; und nimmer gelingt es
Allwärts spähend mit neuem Gespanne zu nahen der Rennbahn."

Sicher für die epische Poesie ein triftiges und durch die folgenden Zeiten bewährtes Urtheil; obwohl der allgemein gehaltene Satz, die Künste hätten ihre Grenzen erreicht, schon damals ausgesprochen, uns ein ähnliches Lächeln erregt, wie Fontenelle's oder Leibnizen's Doktor. Ungefähr dasselbe was vom Epos gilt von der dramatischen Dichtung, wenn zumal ihr geistiger Inhalt, der uns zunächst hier angeht, in's Auge gefaßt wird; denn kein Dichter, selbst den Shakespeare nicht ausgenommen, hat die Geheimnisse des Geistes und den dunklen Gang der weltherrschenden Geschicke größer und tiefer gefaßt und klarer enthüllt, als Aeschylos und Sophokles. Auch die gesammte Form der redenden Künste, ich meine die sprachliche Darstellung, die dem Innern eng verknüpft ist, hat abgesehen von dem, was die Individualität neues hineinlegen kann, im Alterthum so sehr die vollkommenste Ausbildung erhalten, daß wir von ihm lernen müssen. Und um nicht von den übrigen Künsten zu sprechen, deren Einreihung in diese Betrachtungen vielleicht, und doch nicht mit vollem Recht, unangemessen scheinen möchte, was sollen wir von der Religion sagen, die in dem innersten Heiligthum des Menschen thront? Wenn mit dieser das hartnäckigste Festhalten an dem Ueberlieferten fast nothwendig verbunden ist; wenn Zeus und die seinem Haupt entsprungene Tochter und das ganze Volk der Götter des Polytheismus Jahrtausende lang geherrscht haben; wenn Jahrhunderte vergehen mußten, bis das Kreuz des neuen Heiles siegte; wenn in anderthalb tausend Jahren das Christenthum bei der weitesten Verbreitung nicht nur nicht reiner und geistiger geworden ist,

sondern vielmehr so verunstaltet wurde, daß es einer weitgreifenden Umbildung des religiösen Lebens bedurfte, und wenn diese Religionsverbesserung in der möglichsten Rückkehr zum Ursprünglichen gesucht werden mußte, während nur Träumer oder Thoren wähnen könnten, die empirischen Wissenschaften würden dadurch gewinnen, daß sie auf irgend einen früheren Standpunkt zurückgeführt würden; wenn endlich jene durch die Reformatoren hervorgebrachte Verbesserung bis jetzt nicht um ein Erhebliches weiter hat gedeihen können: so werden wir zugestehen müssen, daß in dem Innerlichsten, dem Religiösen, der Fortschritt der allerschwierigste und langsamste sei. Hiermit stehen aber auch die sittlichen Lebensverhältnisse und sittlichen Grundsätze in sehr genauer Verbindung; und mögen jene auch in vielen Beziehungen reiner und besser geworden sein, diese vielleicht an systematischer Anordnung und Verknüpfung gewonnen haben, so bringt doch manches Zeitalter unerwartete Rückschläge in eine Barbarei, welche längst abgelegt oder vertrieben schien, und die tiefen und erhabenen Lehren der Ethik, welche von den Philosophen schon frühzeitig entwickelt worden, können kaum übertroffen werden. Die Grundsätze des Rechts haben sich ohne Zweifel gemildert, aber sie sind noch weit hinter den ethischen und religiösen Forderungen zurück, und schreiten noch langsamer als die sittlichen vor, weil sie mehr oder minder ein erst hinterher kommender Ausdruck der schon befestigten Volkssitte und Volksgesinnung sind, erst also nach einer bedeutenden Aenderung dieser sich ändern können, und weil die Formel des Rechtes, das Gesetz, wie das kirchliche Dogma,

eben als das nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft festgestellte seiner Umbildung entgegenstrebt, und auch wenn es sich überlebt hat, als altes Recht mit äußerster Beharrlichkeit festgehalten wird: was im höheren Alterthum so auf die Spitze getrieben wurde, das Chilon der Spartiate dem Solon die Freundschaft aufgekündigt haben soll, weil letzterer gesagt hatte, die Gesetze seien beweglich. Auch das politische Recht, die Staatsverfassungen und die politische Wissenschaft bewegen sich sehr langsam vorwärts: wie lange hat es gedauert, bis die Sklaverei, die Aristoteles noch gar wissenschaftlich zu begründen suchte, aus den gebildeteren Staaten verschwunden ist, und dennoch ist sie selbst heutzutage auch unter den Christen noch nicht ganz verschwunden; wie lange hat die Leibeigenschaft, nur eine gemäßigtere Form der Sklaverei, die volle Sklaverei überdauert! Wie immer auch in Theorie und Praxis die Staatsformen sich verändert haben, behaupten doch die von den Hellenen frühzeitig festgestellten Kategorien immer noch ihre beklagenswerthe Gültigkeit: der bedeutendste Forschritt ist die Ausbildung des constitutionellen Königthums, von welchem die Alten nur in ihrer aus den drei Grundverfassungen gemischten Staatsform, die fast nirgends verwirklicht war, eine entfernte Ahnung hatten; aber auch dieses gewinnt nur langsam ein gesundes Leben. Nichts desto weniger hege ich allerdings die feste Ueberzeugung, daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten begriffen sei: ich wollte nur dahinweisen, daß je innerlicher und geistiger die Verhältnisse sind (und zu

den geistigen gehören auch die sittlichen), desto schwieriger und allmähliger vorwärts gegangen wird.

Der große Leibniz, dessen Andenken unsere Feier gewidmet ist, hat die Kraft seines Geistes auf beiden Gebieten erprobt, auf dem der Erfahrungswissenschaften und auf dem des Unsinnlichen, endlich auf einem noch nicht erwähnten dritten, welches nach Platon in der Mitte zwischen dem Sinnlichen und dem Unsinnlichen liegt, in der Mathematik. Als Philosoph wird er in der Reihe der Entwickelungsstufen immer die Stelle eines Koryphäen behalten, weil er sich in den Mittelpunkt aller großen Probleme des reinen Geistes gestellt hatte, und jenen ewigen Ideen, dem Kern der höheren Spekulation aller Zeiten, der bald in dieser bald in jener Schaale geboten worden, für seine und die nächstfolgende Zeit eine eigenthümliche Form und Gestaltung gegeben hat, wenn auch nur zerstreut in einzelnen Ausführungen, nicht im Zusammenhange eines Systems, in welches zerdehnt seine Gedanken weder an Tiefe noch an Klarheit gewonnen haben, da sein Geist den Zergliederern unter den Händen zerrann. Zu jenen Gedanken rechne ich vor allem, daß er in Gott als der Monas monadum die absolute Einheit alles Seienden erkannt, in welcher das All die universale Harmonie hat; in ihm sind und aus ihm strahlen alle anderen Wesenheiten oder Monaden, die Spiegel, in welchen das ganze All, je nachdem sie ihm ausgesetzt sind, reflektirt wird; diejenigen Monaden, welche menschliche Seelen, sind zugleich Spiegel oder Bilder Gottes selbst und Mikrokosmen, daher fähig, den Mikrokosmos des Alls zu erkennen; worin zugleich die

Lehre von den angeborenen Begriffen liegt: ebendieselben treten kraft der Vernunft und der ewigen Wahrheiten mit Gott in eine Gemeinschaft als Glieder des göttlichen Staates (civitas Dei). Hierin ist der Grund einer tiefen Naturphilosophie enthalten, welche in der Idee der Lebenseinheit des Alls wurzelt, und der Grund einer ethischen und Religionsphilosophie, deren Mittelpunkt die sittliche Weltordnung ist; und wie in Leibniz sich alles harmonisch gestaltet, so sind auch diese beiden Hauptrichtungen der Philosophie in einer höheren Einheit bei ihm verbunden: doch hat er als Phisosoph mehr die Naturseite verfolgt, im Sittlichen und Praktischen aber sich vorzüglich auf das Religiös-Theologische geworfen, und wiederum auf diesem Felde sich soviel mit positiver Theologie abgegeben, daß er den Philosophen ausgezogen zu haben scheinen dürfte, wenn man nicht zwischen den Zeilen lesen könnte, was den scharfsichtig-spähenden Zionswächtern seiner Zeit nicht verborgen blieb, daß er trotz dem sich seine natürliche Theologie gebildet hatte, neben welcher er die ihm freilich besser als den meisten bekannte positive ihren Weg gehen ließ, zugleich sehr folgerichtig, wo nicht die von ihm vergeblich angestrebte Verständigung und Einigung möglich wäre, ganz vorzüglich die religiöse Duldung empfehlend. Wiewohl nun Leibniz alles eigenthümlich und nicht ohne neue und erfinderische Beweisführung darstellte, beschied er sich doch gern und gab zu, daß jene Grund-Ideen, welche besonders Platon mit Hellenischer Klarheit und plastischer Kraft verkündet hatte, abgerechnet die Form nicht durchaus neu seien. Er gehört nicht zu denjenigen Philoso-

phen, welche aus der natur- und vernunftgemäßen Verkettung der Geister ausscheiden, ganz von vorn auf niemals betretenem Pfade der Spekulation einherschreiten wollten: im Gegentheil tadelt er heftig die Cartesischen Jünger, die in vornehmer und behaglicher Trägheit und Unwissenheit die aus der Vorzeit angeerbten Schätze des Wissens verachteten. Er hatte von seiner ersten Jugend an sehr viel gelesen, aus allem das Gute herausgesucht und Belehrung gezogen, und in der Geschichte der Philosophie war er besonders wohl erfahren. Den Platon achtete er sehr hoch. Wir haben, sagte er, vor eben nicht langer Zeit gelernt, daß Platon mehr im Hinterhalte hat als gemeinhin erscheint. Keine Philosophie der Alten, meint er, kommt der Christlichen näher als die Platonische, unter der Christlichen, denke ich, nicht gerade das verstehend, was man heutzutage bei der Eintheilung der Geschichte der Philosophie in große Perioden, Christliche Philosophie nennt, welchen Sprachgebrauch ich ihm früher abgesprochen habe: doch, fährt er fort, müsse man diejenigen tadeln, welche glaubten, daß Platon überall mit Christus vereinbar sei, aber es sei den Alten zu verzeihen, wenn sie das nicht wüßten, „was man allein durch Offenbarung wissen könne", das heißt nach Leibnizen's anderwärts von mir erörterter Ansicht, eben nichts anderes, als „was überhaupt nicht Philosophie ist". Er preist die Platonischen Lehren, daß Eine Ursache aller Dinge sei; daß in dem göttlichen Geiste eine intelligible Welt sei, die auch er selber die Region der Ideen nenne; daß der Gegenstand der Weisheit das wahrhaft Seiende (*τὰ ὄντως ὄντα*), nämlich

die einfachen Wesenheiten seien, die er Monaden nenne, Gott und die Seelen, und deren vorzüglichste die vernünftigen Geister, von Gott hervorgebrachte Abbilder der Göttlichkeit; das Sinnliche aber und überhaupt das Zusammengesetzte oder so zu sagen Substantiirte sei fließend und werde mehr als es sei. Auch sage Plotin mit Recht, jeder Geist enthalte eine intelligible Welt. Es seien in uns, fährt Leibniz weiterhin fort, die Saamen dessen, was wir lernen, nämlich die Ideen und die daraus entspringenden ewigen Wahrheiten; Platon's angeborene Begriffe seien weit vorzuziehen der Tabula rasa des Aristoteles und Locke, welche exoterisch philosophirten; und dergleichen mehr. Doch müsse man, um richtig zu philosophiren, mit dem Platon den Aristoteles und den Demokrit verbinden: und in der That sind seine Monaden mit der Platonischen Idee geschwängerte Demokritische Atome, und er wendet auf sie auch die Aristotelischen Entelechien an; wiewohl man ihm auch nachweisen wollte, er habe sie von Giordano Bruno entlehnt. In die Scholastiker war er tief eingedrungen, und er scheute sich nicht zu sagen, die älteren unter ihnen seien seinen Zeitgenossen an Scharfsinn, Gründlichkeit und Bescheidenheit der Forschung vorzuziehen. Auch die Späteren von allen Farben vor und in seiner Zeit, namentlich die Alchymisten, Mystiker und Schwärmer, ließ er nicht unbeachtet; er kannte seinen Paracelsus, van Helmont und ähnliche so gut wie einer, aber er legte nicht das Gewicht auf sie wie einige der Jetzigen, weil das Tiefere ihrer Ansichten nicht neu, alles aber mit phantastischem Beiwerk ausgeschmückt ist, welches Leibniz je-

derzeit bei Seite liegen ließ. Uebrigens hatte er ungemeines Geschick, zu wissenschaftlichem Zwecke das Fremde dem Eigenen anzupassen, und sein Eigenes den Ansichten anderer vermittelnd zu nähern; nicht aber eignete er sich aus persönlicher Eitelkeit fremde Gedanken zu, sondern gefällt sich vielmehr in der Anerkennung der Verdienste anderer. So hängt Leibniz in den höchsten geistigen Beziehungen wie in seinen übrigen Leistungen mit der ganzen Vorwelt und mit der gleichzeitigen Welt innig verkettet zusammen. Er hat in jenen Beziehungen die Vorwelt nicht in dem Grade überboten, wie es den Anhängern schien; aber er ist auch von der Nachwelt nicht in dem Grade überboten, daß nicht ähnlich gestimmte spekulative Denker, die einen Platon und Aristoteles noch gelten lassen, die Tiefe auch seines Geistes anerkännten und ihn gerne zu den ihrigen zählten. Die Form seiner Philosopheme ist zerbrochen, wie jede sterbliche Form zerbricht; ihr Inhalt ist ewig und unvergänglich. Nachdem in der Wolfischen Philosophie die Leibnizische zu einem todten Haupte geworden, ist bei den Deutschen die kritische Philosophie entstanden, und es sind aus dieser neue Systeme hervorgegangen, die stufenweise sich vertieft und zuletzt auch ihre Verwandtschaft mit denen der älteren Zeit anerkannt haben. Spricht man von Deutscher Philosophie, so versteht man darunter, wenn man nicht im Ernst oder Scherz die des Jacob Böhm meint, die nach der Leibnizischen; und in der That wäre es nur Ironie, wenn man die Leibnizische eine Deutsche nennen wollte, die abgerechnet die Nachtreter nur in Lateinischem oder Französischem Gewande erschienen war,

und ihre Wurzeln in weltgeschichtlichen Philosophemen hat. Immerhin mag man von Deutscher Philosophie reden, weil in neueren Zeiten das früher allgemeiner verbreitete spekulative Denken den Deutschen nach ihrer Geistesrichtung und in Folge ihrer übrigen Verhältnisse fast ausschließlich eigen geworden ist; aber nur in den Anfängen der Philosophie hat das Volksthümliche für sie eine Bedeutung, wie die ältesten Schulen der Hellenischen Philosophen beweisen: denn in diesen Anfängen erscheint die Philosophie fast nur als das erhöhte Gesammtbewußtsein des Volksstammes, welchem der Philosoph den Ausdruck giebt; in der weiteren Ausbildung dagegen verschwindet dies immer mehr, und ist auch bei den Hellenen schon in der Aristotelischen Zeit verschwunden gewesen. Uebrigens ist die Philosophie wie alle Wissenschaft ein allgemein menschliches Gut weltbürgerlicher Art, nur daß manche Völker keine haben oder sie nicht mehr haben; und haftet ihr, die sich zum Unbedingten erheben soll, von dem Volksthümlichen und Individuellen etwas an, wie es ihr freilich immer anhaften möchte, so ist sie eben dadurch mangelhaft. Daher beruht auch die philosophische Sprache oder Terminologie auf der gemeinsamen Wurzel der Bildung aller Europäischen Völker; und Leibniz, welcher der ganzen Welt angehörte, war soweit entfernt, der Volkseigenthümlichkeit eine Rolle auf diesem Gebiete einzuräumen, daß er sich die Erfindung einer allgemeinen philosophischen Sprache zum Vorwurf gesetzt hatte, in welcher sich alle Völker durch ähnliche Mittel wie die algebraischen Zeichen verständigen könnten: wie mir scheint nicht sein glücklichster Gedanke, da, wenn

schon die Sprache nur Abbilder oder Schatten der geistigen Anschauungen giebt, die Zeichen vollends nur Schatten der Schatten sind und durch ihren Gebrauch die Darstellung der Philosophie alles Lebens beraubt würde. Dennoch schlug Leibnizens Herz warm und lebhaft für das Deutsche Vaterland; davon zeugen seine großen Studien in der Vaterländischen Geschichte, davon seine Deutschen Schriften, wie im Rühmen und Preisen der Deutschen Nation, so in den Rügen ihrer Gebrechen. Er sah die übel eingerichteten Handels- und Manufakturverhältnisse, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewißheit der Rechte, die Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung der Jugend, die wie mit fremder Pest angesteckten Sitten, die Gleichgültigkeit im Glauben, in der Moral und Politik, den folglich einreißenden Atheismus, und wiederum die erbitterten Religionsstreitigkeiten; er hebt die Gefahren hervor, die ein innerer oder äußerer Hauptkrieg bringen könne, gegen den wir ganz blind, schläfrig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt nothwendig entweder des Feindes oder, weil wir diesem nicht gewachsen, des Beschützers Raub sein würden. Er schrieb, außer anderem von ähnlichem Zweck, um's Jahr 1697 seine „unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Deutschen Sprache", und sandte sie noch ungedruckt zur Zeit der Stiftung der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften auch nach Berlin, unstreitig, damit sie Berücksichtigung fänden, welche ihnen erst, als es nicht mehr nöthig war, unter Friedrich Wilhelm II. von dem Minister Herzberg zu Theil wurde: denn es schien dem Verfasser etwas Größeres, als Pri-

vatanstalt, es schien ihm eine Vereinigung von Kräften aus Anregung eines hocherleuchteten Hauptes erforderlich, um das Vorgeschlagene in's Werk zu setzen, wodurch er „den Flor des geliebten Vaterlandes Deutscher Nation“ zu fördern dachte, der Deutschen Nation, welche unter allen Christlichen den Vorzug habe wegen des heiligen Römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht.

Wenn Leibnizens Name in der Geschichte der Philosophie niemals untergehen wird, ungeachtet wir eigentliche Träger seines Systems mit allen dessen Besonderheiten nicht mehr finden; so hat er in der Mathematik einen anerkannteren Fortschritt gemacht, eben weil es sich hier nicht wie dort um ein rein Intellektuelles handelt, sondern um ein zwischen dem Sinnlichen und der unsinnlichen Idee Schwebendes. Er hat auch hier die großen Vorgänger, wie Archimedes und Apollonios von Perga anerkannt; aber er hat mit Newton eine Lehre erfunden, wodurch die Wissenschaft der Größe vom Endlichen zum Unendlichen vorgedrungen ist. Sein mathematisches Studium geht aber nicht bloß neben dem philosophischen her; wie die Mathematik in ihren Ursprüngen eins mit der Philosophie war und erst allmälig aus ihr herausgetreten und selbstständig geworden ist, so hat Leibniz beide im Zusammenhange gedacht, und ganz Platonisch sagt er: „Die mathematischen Wissenschaften, welche von den ewigen im göttlichen Geiste wurzelnden Wahrheiten handeln, bereiten uns vor zu der Erkenntniß der Substanzen“. Weniger Gewicht will ich darauf legen, daß er die Philosophie in der Form der Darstellung wie Mathematik

behandeln wissen wollte, ohne dies doch selber in größerem Maßstabe auszuführen; und die Nachfolger haben damit wenig gefördert: dagegen hat er jener erfolgreichen Anwendung der Mathematik auf die Naturwissenschaften vorgearbeitet. Ich könnte nun hieran die mannigfachen Verdienste knüpfen, welche er sich fast in allen empirischen Zweigen des Wissens erworben hat, und seine allgemeine Umfassung; aber ich besorge zu ermüden und trage Bedenken, selbst in einer so ephemeren und der Vergessenheit alsbald anheimfallenden Leistung, noch einmal auseinanderzusetzen, was anderwärts und auch an dieser Stelle oft gesagt worden. Nur wenige kurze Bemerkungen seien gestattet. Fontenelle bedient sich des glücklichen Ausdrucks: „das Alterthum hat nur einen Herkules aus mehren gemacht; aus dem Einen Leibniz werden wir mehre Gelehrten machen". Aber, setze ich hinzu, zehn Gelehrte, deren jeder für sich nach dem Grundsatze von der Theilung der Arbeit je eine Wissenschaft betreibt, machen noch nicht Einen, der allein die zehn Wissenschaften in gleicher Ausdehnung, Tiefe und Kraft in sich vereinigt: denn in diesem „begegnen sich", wie einer meiner Vorgänger an dieser Stelle sagte, „die Analogien der einzelnen Wissenschaften, sie beleuchten sich wechselseitig, und werfen auch ihr Licht oder ihren Widerschein in die allgemeine philosophische Ansicht". Leibniz hat in den einzelnen Wissenschaften den Philosophen nicht abgelegt; sein Vielwissen ist kein atomistisch gespaltenes; er sucht überall allgemeine Gedanken und Prinzipien, und unverwirrt durch sogar gleichzeitige Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Gegenständen vermochte

er alles als Philosoph in die letzte Einheit aufzulösen und jedes Besondere in seiner Besonderung zu erfassen.

Wenn man von Leibniz in dieser Akademie spricht, sieht man sich unwillkürlich gedrungen, ihn auch in akademischer Beziehung zu betrachten. Aber hier fühle ich die Wahrheit des Choerileïschen: „Es ist alles vertheilt, und die Kunst hat ihre Grenzen". Daß Leibniz in Deutschland, wo er nur konnte, Akademien zu stiften suchte, um viele Mittelpunkte für gemeinsame von Lehrthätigkeit und besonderen Staatszwecken unabhängige Förderung der Wissenschaften, und gleichsam lebendige Encyklopädien zu gründen, daß er in seiner vielseitigen Umfassung, in seinem außerordentlich großen literarischen Verkehr durch Briefwechsel, in seiner Bestrebung andere zu wissenschaftlicher Arbeit, besonders auch zu nothwendigen Sammlungen anzuregen und darin zu unterstützen, allein schon eine ganze Akademie war; das ist oft zur Genüge aufgezeigt. Freilich hat er nur selten auf dem akademischen Stuhle gesessen, keine Abhandlungen vorgelesen; aber dennoch ist er das Ideal eines akademischen Mannes in dem was er that und auch in dem was er nicht that. Es läge wohl heute eine nähere Veranlassung als gewöhnlich vor, das Bild eines akademischen Mannes zu entwerfen; aber dieser Entwurf müßte auf eine Darstellung des Wesens einer Akademie gegründet werden, die ich heute aus mehr als einem Grunde ablehnen muß. Mag mir also vergönnt sein, eben nur zu sagen: wer den Begriff eines akademischen Mannes nicht entwickelt wissen, sondern in einer Person verwirklicht sehen will, der sehe sich den großen Leibniz an. Ich

meine ihn selber, seinen Geist, nicht das leibliche Ebenbild, welches aus Dankbarkeit gegen ihn hier aufgestellt ist. Gleichfalls unwillkürlich komme ich in diesem Zusammenhange zu der Erfüllung eines Auftrages, den, da Gleiches nur von Gleichem erkannt werden kann, ein anderer würdiger erfüllt haben würde. Am 4. August des Jahres 1800 ist Hr. Alexander v. Humboldt zum außerordentlichen Mitgliede dieser Akademie ernannt worden: nur ein Monat fehlt noch daran, daß er ein halbes Jahrhundert ihr angehört habe. Die Akademie hat es der Pietät mit Recht angemessen gefunden, die Erwähnung dieser erfreulichen fünfzigsten Wiederkehr seines akademischen Geburtstages mit der Leibnizfeier zu verbinden. Lediglich in Berücksichtigung des Maßes, womit es ihm sich zu messen beliebt, nicht nach dem Maße, womit wir und die andern Zeitgenossen ihn messen und die Nachwelt ihn messen wird, ist diese Feier nicht um einen Monat weiter hinausgeschoben, sondern der heutige Tag bestimmt worden, an Humboldt's akademisches Jubelfest zu erinnern, zugleich mit dem Beschluß, sein Brustbild in Mormor in diesem Saale aufzustellen, wenn, was noch in weiter Ferne liegen möge, das allgemeine menschliche Loos ihn unseren Augen entrückt haben wird. Durch erstere Festsetzung sind wir des Vortheils verlustig gegangen, daß Humboldt's wissenschaftliche Größe von einem Epopten an dieser Stelle dargelegt werde, und der uneingeweihte Sprecher ist beinahe nur auf nackte epilogische Erwähnung der gedachten Beschlüsse angewiesen. Indem ich diesem nachkomme, liegt es dem, der gerne in der Einheit der Betrachtung bleibt, sehr nahe,

Vergleichungen anzustellen. Aber der beherzigungswerthe Sittenspruch der Volksweisheit von Alt-England: „Macht keine Vergleichungen (Make no comparisons)!“ muß davon möglichst zurückhalten. Nur eine sehr allgemeine wird dennoch erlaubt sein: Alexander v. Humboldt ist wie Leibnitz der wahre akademische Mann, und wie letzterer für seine, so er für unsere Zeit das Ideal des akademischen Mannes. Ich führe dies nicht aus, ich spreche es nur aus, und biete es dar zu stillschweigender Ueberleguug. Aber er gehört nicht Einer, auch nicht blos allen Akademien, sondern der ganzen gebildeten Welt an. Um nur mit drei Worten auf seine Vielseitigkeit hinzuweisen, was hat er nicht alles in allen Gebieten der Naturwissenschaft angeregt und geleitet, in Zoologie, Physiologie und vergleichender Anatomie, in der Botanik durch monographische Behandlungen und die großen Werke über die Aequinoctialpflanzen und die neuen Gattungen und Arten der Pflanze, durch Pflanzengeographie und Forschungen über Vertheilung der Gewächse auf der Erde nach Temperatur und Höhe, in der Mineralogie, Geologie und Geognosie nebst Berg- und Hüttenwesen, in der Chemie, Meteorologie und Klimatologie, über galvanische und elektrische Verhältnisse, Erdmagnetismus, Wärme, Schall; er hat neben astronomischen Beobachtungen den Luftkreis, die Erde in den verschiedensten Zonen, auf den höchsten Höhen und in den unterirdischen Tiefen untersucht, Amerika und Asien unserem Blicke neu eröffnet und die physische Erdbeschreibung im weitesten Umfange begründet. Aber er hat auch die Geschichte der Menschheit umfaßt, alles Kulturgeschicht-

liche, die politische Geschichte entfernter Länder, die Verhältnisse der Bevölkerung und was man sonst noch unter Statistik zu begreifen pflegt; er hat mit edler und dankbarer Liebe allen Ahnungen und Keimen späterer Kenntnisse des Kosmischen und Tellurischen durch das klassische und morgenländische Alterthum hindurch und in den mittleren Zeiten nachgespürt, die Weltanschauung aller Völker und Zeiten mit feinem Sinn und Gefühl verfolgt. Nach seinen eigenen Worten hat er „durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen veranlaßt" sich dem Einzelnsten gewidmet, und doch niemals seine Hauptaufgabe aus den Augen verloren, „die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen", und überall allgemeine weithin tragende Ansichten auf dem Grunde des Besondern gebildet, nicht encyklopädisch oder polyhistorisch aggregirt, sondern künstlerisch geschaffen, und alle Seiten durch einander wechselseitig beleuchtet. Nicht geschreckt durch anderer jugendlichen Mißbrauch der Kräfte spricht er auch dem Geistigen in der Naturbetrachtung seine Stelle nicht ab, will nicht, daß durch den Gegensatz des Physischen und Intellektuellen „die Physik der Welt zu einer bloßen Anhäufung empirisch gesammelter Einzelheiten herabsinke". Natur und Geist haben sich ihm durchdrungen; mit poetischer Kraft der Phantasie und allem Reiz der Sprache verbreitet er über das Reale den Zauber des Idealen, der die älteren unter uns wie ein zephyrischer Hauch anweht aus den Tagen der Jugend, da Alexander v. Humboldt mit dem unsterblichen Bruder in der Genossenschaft der begabtesten Männer

Deutscher Zunge lebte, denen die Horen und Charitinnen noch hold waren. Begeistert für alles rein Menschliche ist er erhaben über die Vortheile der Zeit und des Standes, nimmt Antheil an jeder edlen Bestrebung, erkennt jede Leistung an: dazu freies und offenes Urtheil, unabhängige Gesinnung, Milde und Nachsicht, allgemeines thätig förderndes Wohlwollen. Und so darf ich ohne Scheu mit den Worten endigen, womit ein alter Dichter einen Hymnus für einen zwar mächtigern, aber gewiß nicht edleren Mann schließt: „Wie viele Freuden Er andern bereitete, wer könnte das erzählen?"

Ueber die sixtinische Madonna.

Von C. L. Michelet, Professor in Berlin.

Der Name dieses Bildes schreibt sich, dem Dresdner Katalog zufolge, daher, daß Raphael es für die Kirche des Klosters San Sisto in Piacenza malte, welches dieser Papst stiftete, und dessen Altar es schmückte. Durch Friedrich August III. kam es in die Dresdner Gallerie; eine große Summe Geldes und ein Nachbild an die Stelle war der Preis, um welchen sich Deutschland dieses Kunstwerks zu erfreuen hat.

Der erste Eindruck, den dieses Gemälde macht, entspricht den Erwartungen, die man davon hegen durfte, nicht vollkommen. Manche Umstände mögen dazu beitragen. Die Farbe hatte bedeutend gelitten, und ist in neuern Zeiten restaurirt worden. Ich sah es zwar auch schon vor dieser Restauration. Aber die Reihe der Jahre, die seitdem verflossen, ist so lang, daß ich nur nach einer kürzlich gehabten Anschauung urtheilen kann. Ich lasse also dahingestellt sein, was Unraphaelisches durch jene Ueberarbeitung in das Bild hineingeflossen

sein möchte. Auf alle Fälle wäre es nur ein dünner Schleier, durch den der Geist des Meisters unverkennbar hindurchstrahlt. Jedoch auch abgesehen hiervon, können Zweifel anderer Art dem Betrachter aufsteigen. Denn wenn die majestätische Einfachheit und große Erhabenheit der Erfindung uns auch die Gegenwart eines Raphaelischen Werks unwidersprechlich bekunden, so scheint die vollendete Schönheit einer Mutter Gottes, wie sie sich z. B. in den Pariser Madonnen, la belle jardinière' la vierge au voile u. s. f, ja selbst in dem frühern Raphael Colonna der Berliner Sammlung findet, hier vergebens gesucht zu werden. War die Deterioration der Farbe nicht eine Folge von uns unbekannten Schicksalen des Gemäldes, so könnte auch die Annahme einer mangelhaften Farbenmischung auf Unächtheit schließen lassen. Gelehrtere, mit dem Technischen der Malerei vertrautere Kritiker wollen noch größere Fehler entdeckt haben, z. B. eine Unrichtigkeit in der Behandlung des Lichts, indem zwei oder drei verschiedene Lichtwerfungen Statt fänden; und schon aus diesem Grunde glaubten sie das Bild dem Fürsten der Maler absprechen zu dürfen.

Alle diese sogenannten Mängel ließen sich vielleicht aus der innern Bedeutung dieses Meisterwerks herleiten; und die Auslegung dieser Bedeutung würde uns mehr, als bei irgend einer andern Schöpfung Raphaels, den Standpunkt desselben klar vor die Vorstellung bringen. Dies ist der Zweck der folgenden Abhandlung.

Raphael repräsentirt, innerhalb der christlichen Kunst der Malerei, die Rückkehr zur plastischen Vollendung des

klassischen Alterthums. Wenn die romantische Kunst den Stoff nur als einen Ausgangspunkt betrachtet, damit an ihm und durch ihn hindurch der Kern der reinen Geistigkeit sich entfalte und über ihn hinausstrebe: so geht im klassischen Alterthum der Geist nicht über das Material hinaus, sondern bleibt darin beschlossen und macht es sich vollkommen adäquat. Die Form ist ganz Stoff geworden, und der Stoff ganz ins Intellectuelle erhoben. Diese gänzliche Verschmelzung beider Seiten wird nun durch die sinnliche Schönheit des Menschen am reinsten dargstellst, deren höchster Gipfel die alte Kunst daher erreichte. Aus diesem Grunde wählte auch Raphael, ihr nacheifernd, zum häufigsten Vorwurf seiner Arbeiten die weibliche Schönheit, wie sie in dem Ideale des Weibes, dieser überirdischen Verbindung der Mutter und der Jungfrau, ausgedrückt ist. Wenn die höchste Reife des Weibes die Empfindungen der Mutter sind, so hat Raphael sie mit der unaufgeschlossenen Knospe eines jungfräulichen Gemüthes zu vereinigen gewußt. Und eben weil solche Verbindung auf Erden nicht gefunden wird, so liegt darin der Grund jener himmlischen Schönheit, jener übermenschlichen Erhabenheit, die uns an dieser irdischen Gestalt entzückt und zur Anbetung hinreißt. Die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die an ihrem Sohne für den Geist offenbar geworden, spiegelt sich in der Mutter auf eine sinnlichere, Allen unmittelbar verstäudliche Weise ab. Welch' Meisterstück auch die berühmte Nacht des Correggio ist, wie sehr die Göttlichkeit des Kindes auch dadurch angedeutet wird, daß alles Licht von ihm ausgeht, die Mutter und die Umstehenden zu erleuchten

und in die Finsterniß zu scheinen, die Mutter sinkt fast zu einer bloß menschlichen Gestalt herab, indem durch die Züge der Liebe, mit denen sie in den Anblick ihres göttlichen Kindes versunken ist, sich die deutlichsten Spuren der Mühen und Schmerzen zeigen, unter denen es menschlicher Weise geboren wurde.

Raphael selbst, wenn wir die Periode seiner Lehrzeit und innern Ausbildung weglassen, wo er in der florentinischen Schule des Perugio den göttlichen Inhalt in sich aufnahm und in strenger Form auszudrücken suchte, hat seine eigentlich klassische Zeit, aus der sich die meisten seiner Madonnen herschreiben, am Ende überschritten, und in seinem letzten Werke, der Verklärung, welche man auch die Verklärung seiner eigenen menschlichen Persönlichkeit genannt hat, das romantische Ueberfliegen des Stoffs und das Vorwalten des geistigen Inhalts, aber in angemessen ausgebildeter Form, dargestellt. Dieser Periode nähert sich nun die sixtinische Madonna, und bildet also den Uebergang zu ihr aus der klassischen Zeit. Daher finden wir hier nicht die plastische Schönheit der Mutter Gottes. Es handelt sich um mehr, als dies. Daher vielleicht eine Vernachlässigung im technischen Behandeln der Farbe, deren Glanz und Schein der sinnlichen Schönheit nicht fehlen darf, die aber hier der Erfindung aufgeopfert wäre.

Worin besteht nun diese Erfindung? Indem das Göttliche der Madonnen Raphaels schon in der Schönheit ihrer Züge hinreichend niedergelegt ist, so ist das Uebrige seiner Bilder mehr in den Kreis des Menschlichen hereingezogen. Das Göttliche in diesem Menschlichen selber,

die Mutterliebe, ist der hauptsächlichste Ausdruck der Raphaelischen Madonnen. In unserer Madonna aus dem Hause Colonna kehrt die Mutter von der Beschäftigung mit einem Buche zur Betrachtung des Kindes zurück, und den Blick mit halbgesenkten Augenlidern auf das Kind gerichtet, vergißt sie in diesem seligen Anschauen jedes andere Denken. Oder auf einem der genannten Pariser Gemälde, will die Mutter, im Hochgenusse ihrer Freuden, den heiligen Johannes ihres Glückes theilhaftig machen, indem sie, um ihm das göttliche Kind zu zeigen, den Schleier aufhebt, der es im Schlafe bedeckt. Auch in der Madonna della Sedia blickt die Mutter seitwärts den Zuschauer an, und fordert ihn gewissermaßen auf, Zeuge ihrer Seligkeit zu sein. Selbst ganz bestimmte endliche Situationen kommen in Raphaels Darstellungen der heiligen Familie vor, wie wenn er das Kind nach einem Fische greifen läßt, den man ihm hinhält, und die Andern auf dieses Thun des Kindes ihre Aufmerksamkeit richten. Hier aber in unserm Bilde verschwindet jeder Rest des Irdischen. Es ist kein beschränktes Thun der Mutter, das sich uns kund giebt, keine Beschäftigung, wie die Bedürftigkeit eines Kindes fast in jedem Augenblicke sie erfordert, und wie wir sie von andern Meistern öfters dargestellt finden. Nicht einmal das Theoretische der Mutterliebe überhaupt, das Versenktsein in den Anblick des göttichen Kindes, ist hier Gegenstand. Die Mutter sowohl als das Kind, das schon zur Selbstständigkeit des ersten Knabenalters erwachsen will, schauen hinaus ins Weite, Unbegrenzte. Sie fassen nicht etwas Bestimmtes ins Auge, sondern die unendliche Aufgabe

ihres Daseins selbst. Mit einem Worte, und das ist der Hauptpunkt meiner Rede, Mutter und Sohn halten fest im Auge das große Werk der Erlösung. Sie sind sich, wiewohl auf verschiedene Weise, dieses Ziels bewußt, und laden die Betrachter ebenfalls dazu ein, indem sie dieselben zu einer Gemeinde um sich her versammeln wollen, in der dies Ziel als der Puls ihres Lebens schlage. Daß aber jede Spur menschlicher Bedürftigkeit verschwunden sei, ergiebt sich auch schon daraus, daß, während die meisten Madonnen Raphaels noch an die Erde gefesselt in sitzender Stellung sich zeigen, hier die erhabene Jungfrau, ihr göttliches Kind auf dem Arme tragend, auf einer lichten Wolke daherschwebt, verklärt gewissermaßen, und fast dem Himmelsthrone, den sie bei den Florentinern einzunehmen pflegt, entgegenrückt. In der Verklärung hat sich dies dahin gesteigert, daß nicht der Knabe mit der Mutter, sondern der Mann Christus, in der Mitte der Erfüllung seines Berufs, unter der Propheten Anbetung, dem Himmel zuschwebt.

Das ist der allgemeine Sinn des Bildes, den wir jetzt in seiner Ausführung zu verfolgen haben, indem wir das Gemälde nach seinen einzelnen Theilen beschreiben werden. Das Ganze bildet eine Gruppe von sechs Figuren in Lebensgröße auf Leinewand, neun Fuß drei Zoll hoch, sieben Fuß breit. Die Gruppe tritt aus einem zu beiden Seiten zurückgeschlagenen grünen Vorhang heraus, und enthüllt uns auf diese Weise das ganze Geheimniß der göttlichen Natur, wie sie, den Schleier des irdischen Dunkels hinwegziehend, sich der

hoffenden Gemeinde offenbart und das Menschengeschlecht zu Seligkeit heraufruft. Je nach der Richtung, die man einschlägt, läßt sich das Bild auf doppelte Weise theilen. Von Oben nach Unten getheilt, zerfällt die Gruppe in zwei Seiten, deren jede drei Figuren enthält: links vom Zuschauer das Christuskund, ein heiliger Papst und ein Kindengel; rechts Maria, die heilige Barbara und der andere Engel. Jede Seite bildet wieder ein Ganzes und steht in vollkommener Analogie zur andern. Theilen wir aber horizontal, so ergeben sich drei Abschnitte. Unten auf einer Fläche ruhen die beiden Kindengel, die Mitte, außerhalb des Vorhangs, nehmen der Papst und die heilige Barbara ein, und den obern Theil die Mutter mit dem Kinde, aus dem Vorhang heraustretend. Indem diese Paare wiederum in sich abgeschlossene Totalitäten ausmachen, so nimmt jedes eine eigene Ebene ein, und hieraus könnte die Unregelmäßigkeit der Lichtbehandlung, sollte sie Statt finden, genügend erklärt werden. Schon diese äußerliche Beschreibung beweist, wie in diesem Gemälde die größte Einfachheit doch die höchste Kunst der Anordnung nicht ausschließt. Gehen wir nun an die Betrachtung des innern Gehaltes dieses aufgeschlossenen Heiligthums.

Was erstens den untern Abschnitt betrifft, so schließen die auf der Tafel ruhenden Engel die ganze Darstellung, oder vielmehr sie bilden die Grundlage, auf welcher dieselbe aufgeführt ist. Diese Köpfe für sich sind schon ein Meisterstück der Kunst, genügend, ihrem Urheber die Unsterblichkeit zu erringen. Sie erhalten selbst die ganze Bedeutung des Bildes, aber unter einer

gewissen Form und Bestimmung. Die Engel sind nämlich im alten Testamente die Boten Gottes, die unmittelbaren Ausführer seiner Befehle, und die Stellvertreter seiner Stimme auf Erden. Philo faßt sie daher platonisirend als die Urbilder der Dinge auf, als die reinen Gedanken und intelligiblen Vorbilder der Welt, insofern sie zugleich die schaffenden Kräfte der Natur sind, und in dem Orte der Ideen, in dem Erzengel, in dem *λόγος* oder Sohne (in der Vernunft) eins mit dem Vater sind. Es ist aber der Unterschied zwischen den jüdischen Engeln und den gnostischen Aeonen einerseits und und dem christlichen Worte andererseits, daß dieses Fleisch geworden ist, eins geworden ist mit der menschlichen Natur, wogegen jene im ungetrübten Lichte, im an sich seienden Elemente des reinen Gedankens verblieben sind. Die Engel sind also zur Versöhnung gekommen, ohne daß sie hätten durch den Fall hindurchzugehen brauchen.

Dies stellen uns jene beiden Engelsköpfe nun dar den göttlichen Gedanken der Erlösung in seiner ungetrübten Reinheit, oder wie er als Entschluß vor seiner wirklichen Ausführung in dem göttlichen Wesen selber aufgestiegen war. Das Göttliche als solches, weil es reiner Gedanke ist, kann nicht in räumlicher Weise erscheinen, noch durch die Kunst versinnlicht werden. Gott, den Vater, zu malen, bleibt daher, wo es geschehen ist, immer mehr oder weniger ein Mißgriff. Im Engel aber, als der ersten, ganz unsündlichen Verleiblichung des Göttlichen, dürfen wir dasselbe rein für sich dargestellt anerkennen; und es ist für die höchste Kunst Raphaels zu erachten, es uns in dieser Form vergegenwärtigt zu

haben. In dem kindlichen Gemüthe dieser Engel ist die vollkommene Ruhe und Befriedigung des Göttlichen ausgedrückt. Sie stützen ihre Köpfchen auf die Hände, mit nichts Anderem beschäftigt, als mit dem großen Gedanken dieser schon an sich vollbrachten Erlösnng. Keine Sehnsucht, keine Begierde, kein Sterben, keine Empfindungen, wie sie die Menschenbrust bewegen, wallen in ihnen auf. Es ist die absolute Seligkeit himmlischer Naturen, der Gedanke der Rückkehr aller Dinge in Gott, wie er von Ewigkeit her beschlossen worden.

Doch vergleichen wir beide Gestalten mit einander, so bilden sie, nach dem andern Eintheilungsgrunde von Oben nach Unten, auch wieder einen Gegensatz, wie sie nach dem ersten zusammengehörten. Der Engel rechts vom Beschauer liegt mit dem Köpfchen unmittelbar auf den Händen, und schaut mit unbewußtem Blicke gerade aus dem Bilde heraus. Die selige Ruhe des Göttlichen hat sich bei ihm noch schlechthin zu keiner Reflexion und Betrachtung herausgekehrt. Er lebt gewissermaßen nur im Genusse dieser Seligkeit, ohne es zu wissen; in kindlicher Naivität läßt er uns die an ihm ohne sein Wissen und Wollen vollzogene Einheit der göttlichen und menschlichen Natur empfinden. Es haben sich die Worte Christi, die er von den Kindern sagt: Ihr müßt werden, wie dieser eines, wenn Ihr ins Himmelreich kommen wollt, an ihm bestätigt und verwirklicht. Es ist in vollkommener Uebereinstimmung mit den zwei andern Figuren derselben Seite, welche die linke des Bildes ist, mit der heiligen Barbara und der Mutter Gottes. Das Weib kommt eher zur Versöhnung und zur reliösen Ruhe des

Gemüths, ohne durch den Zwiespalt des Handelns oder die Arbeit des Denkens hindurchgegangen zu sein, also auf eine bewußtlosere Weise, als der Mann. Ich würde diesen Engel daher den weiblichen Engel nennen, wenn in diese reinen Sphären des Göttlichen solche irdische Unterschiede hineingetragen werden dürften.

Der ander Engel gehört der rechten Seite des Gemäldes, der männlichen, bewußten an. Er erhebt sich mit seinem Leibe höher über die Tafel als sein kleinerer Spielgenosse, und stützt den Kopf nicht mehr auf die Händchen, sondern auf die Ellenbogen. Er ist zwar auch nur in reine Beschaulichkeit ergossen, aber nicht mehr bloß in einem kindlichen Genusse und sich Gehenlassen befangen. Er nähert sich, wie der über ihm schwebende Heiland, schon mehr dem Knabenalter. Er schaut nicht blos vor sich hin, wie sein kindlicher Nachbar, sondern wagt, wiewohl schüchtern, seine Blicke nach oben zu den Gestalten, die den göttlichen Inhalt in sich verwirklicht haben, hin zu wenden. Auch bei ihm ist von einem Zwiespalt, einer Anstrengung keine Spur. Aber die ganze Stellung ist nachdenklicher; es zeigt sich uns in ihr die erste Reflexion, das erste Insichgehen des Geistes. Dieser Engel ahnet schon die große Bedeutung der Erlösung, und bringt dieselbe in ungetrübter Seligkeit zu seinem Bewußtsein. Die lächelnde Freudigkeit seines jüngeren Bruders verschmilzt in ihm mit dem Ernste des zum ersten Male erwachenden Nachdenkens.

Wie nimmt nun zweitens der Mensch diesen großen Gedanken, der für ihn gedacht wurde, auf? Dieß lehrt uns der mittlere Plan des Bildes; und zwar ist

auch hier die Auffassung eine doppelte. Rechts von der Mutter Gottes, dem göttlichen Kinde zunächst, kniet ein heiliger Papst, in eine weiße Tunica, über der ein Pallium von Goldstoff hängt, gekleidet; die Tiara steht ihm zur Seite. Seine Blicke sind fest auf den Erlöser gerichtet. Die linke Hand auf die Brust gelegt, die rechte zum Heiland emporgehoben, betheuert er, daß er den großen Gedanken gefaßt hat, und auch fest entschlossen ist, ihn durch die That zu bewähren und auszuführen. Wir sehen in ihm den sich klaren selbstbewußten Geist des Menschen, der eben dadurch zu dieser Klarheit hindurchgedrungen ist, daß der Blitz des göttlichen Gedankens ihn ganz durchleuchtet hat. Doch ist dieser Gedanke auch durch den Beisatz des Menschlichen getrübt. Dieser zweite Abschnitt ist eben so einseitig, als der erste. In diesem war die ansichseiende Erlösung ohne Verwirklichung, realen Widerstand und überwundene Entzweiung dargestellt; es war die Sphäre des nur Göttlichen. Jetzt sehen wir uns auf das nur Menschliche beschränkt. Der Papst erblickt die ganze Erlösung mit allen ihren Folgen; aber schon durch seine Gestalt, mehr noch durch die im Vorgrunde sichtbare päpstliche Krone deutet er auf die irdische Form hin, welche jenes göttliche Werk im Laufe der Zeiten erhalten hat, auf die Herrschaft der Kirche in dieser Welt, auf jene Weltlichkeit und irdische Macht, die demselben an sich fremd war. Denn mein Reich, sagt Christus, ist nicht von dieser Welt. Hier aber hat der göttliche Gedanke dazu gedient, einem beschränkten Menschen die göttliche Unfehlbarkeit zu vindiciren und mit der Statthalterschaft des Höchsten zu be-

kleiden. Die ganze Bedeutung dieser Folgen der heiligen Geschichte ist aus der grandiosen, Verehrung gebietenden Gestalt dieses Papstes herauszulesen.

Ganz andere Gefühle bewegen uns, wenn wir uns zur linken Seite der mittlern Ebene hinwenden, wo die heilige Barbara, wie der Papst, das Knie sanft auf die Wolken beugt, welche das göttliche Paar tragen. Bei ihr strömt nämlich der göttliche Gedanke nicht, wie beim Papste, zur extatischen Anbetung aus. Er bleibt in den Busen des Weibes eingeschlossen, und bewegt ihr Herz mit desto größerer Innigkeit, als er ganz in dasselbe concentrirt ist. Weltliche Macht und Herrlichkeit, und alle die lauten Folgen, die er hatte, sind zurückgedrängt und in der Intensität des Gefühls verwischt. Die Heilige vermißt sich nicht, den Plan Gottes in seiner ganzen Ausdehnung zu begreifen, wie der Papst, dessen Blicke den ganzen Himmel zu umfassen scheinen. Sie begnügt sich, leidend den göttlichen Inhalt in sich walten zu lassen, ohne ihn selbstthätig zu verwirklichen. Denn sie gehört der passiven, empfangenden, nicht der thätigen, productiven Seite des Bildes an. Ihre Blicke sind auch nicht nach Oben gerichtet, sondern die schönen geründeten Augenlider senken sich nach Unten zu den beiden Engeln, besonders zu dem ihr am meisten verwandten, hin, als wollte sie sich der Unschuld derselben annähern. Ueberhaupt repräsentirt sie die personificirte Unschuld des Weibes. Und es ist um so meisterhafter von Raphael, sie durch diese Gestalt ausgedrückt zu haben, da eben der rührendste Contrast entsteht, wenn wir uns nur des unwürdigsten, schmachvollsten Märtyrertodes erinnern, den

sie, die reine Jungfrau, dem Anblick roher Henkersknechte ausgesetzt, erdulden mußte. Da sie in Demuth sich begiebt, den göttlichen Inhalt gänzlich zu verstehen, so kann er nicht als solcher an ihr hervortreten, sondern nur in der Form der sinnlichen Schönheit. Die vollkommene Schönheit der Mutter Gottes, die wir auf diesem Gemälde vermissen, hat sich also in eine Nebenfigur zurückgezogen: nur daß es nicht die Schönheit der Mutterjungfrau, sondern eine ganz unaufgeschlossene, fast mädchenhafte Schönheit ist. Hier ist also der Pinsel Raphaels am sichersten wiederzuerkennen, gesetzt auch, ein Hyperkritiker wollte so weit gehen, die übrigen Gestalten, wenn gleich immer nicht der Erfindung, so doch der Ausführung Raphaels abzusprechen; was ich übrigens durchaus nicht zugeben kann. —

Wir erheben uns drittens in die höchste Klarheit dieser ganzen Darstellung, in die Spitze der Pyramide, welche auf jener göttlichen Grundlage aufgebaut ist. Die beiden Seiten des Bildes, die rechte und die linke, die zuerst bei den Engeln in traulicher Nähe waren, in dem menschlichen Kreise aber als contrastirende Gegensätze weiter aus einander traten, haben sich jetzt zur innigen Einheit verschmolzen, indem die beiden Gestalten sich berühren, und die schwebende Mutter, in blauem Gewande mit rothem Unterkleide und fliegendem Schleier, den fast unbedeckten Knaben trägt. Aber nicht blos bei der Mutter sind die Bedingungen der irdischen Schwere überwunden, auch beim Sohne deutet die Leichtigkeit, mit der er auf der Hand der Mutter sitzt, dahin, daß auch er durch eigene Kraft des irdischen Elementes Herr ge-

worden ist. Er liegt nur leise an. Maria hat nicht nöthig, sich nach ihm hinzuwenden und ihn fest an sich zu schließen; sondern mit der rechten Hand unterstützt sie nur seinen rechten Arm, mit der linken sein rechtes Bein. Und als schwebte auch er frei in den Lüften, führt die Himmelskönigin ihn gleichsam der anbetenden Gemeinde zu.

Dieser dritte Abschnitt, als der vollendetste, ist auch die entwickelte Totalität, der Gipfel, in den das ganze Gemälde sich zusammennimmt, und in welchem also auch die übrigen Stufen desselben recurriren. Im fernsten Hintergrunde zeigt sich eine Glorie, in deren Helle sich unzählige schwach angedeutete Engelköpfchen verlieren, die den obern Rand des Bildes einnehmen, im Halbkreise um Kind und Mutter sich herumziehen und bis zu den Köpfen der beiden mittleren Figuren herabsteigen. Sie sind der wieder hervortretende Kreis des Göttlichen, der aber jetzt die zu vollbringende That des Gottmenschen betrachtet und der werdenden Erlösung des Menschengeschlechts zujauchzt.

In der Mutter Gottes kehrt die rein menschliche Seite zurück. Sie ist nicht göttlich geboren; aber sie ist das Menschliche, insofern es dem göttlichen Gruße keinen Widerstand leistet und völlig von ihm durchdrungen ist. Das Menschliche an ihr ist das reine Gefäß, in welches sie den göttlichen Geist empfangen hat. Ihre menschliche Natur hat nur dazu gedient, das Göttliche in ihrem Schoße aufkeimen zu lassen. Als Weib besitzt sie nicht die Selbstthätigkeit, das Göttliche ursprünglich aus sich zu erzeugen; sie kann nur das Gegebene willenlos in sich aufnehmen. Aber nachdem sie es empfangen, strahlt

sie es auch ungetrübt aus dem fleckenlosen Spiegel ihrer Seele wieder. Der unendliche Reiz der Gestalt einer Mutter Gottes ist eben der, daß sie dieses nur Menschliche ist, welches zugleich nur das Göttliche offenbart. Bewußtsein und Unbefangenheit verschmelzen sich in ihr zur schönsten Harmonie. An der reinen Jungfrau sind die Stürme des Lebens und die Begierden der Leidenschaft, ohne sie zu berühren, vorbeigegangen. In diese natürliche Unschuld ist aber das klare Bewußtsein hineingewoben. Maria ist das theilnehmende Weib, das nicht nur die Energie der Manneskraft freudig mitzuempfinden und nachzudenken bestimmt ist: sondern das Weib, dem die ganze Schöpfungskraft des göttlichen Geistes, in seiner absoluten ewigen That, sich mitgetheilt hat, und das doch dabei zugleich seine ganze Jungfräulichkeit bewahrt hat. Als die Mutter des Gottes, den sie der Gemeinde hinhält, weiß sie, daß sein Werk, der Möglichkeit nach, auch das ihrige ist, daß sie die Bedingung und mitwirkende Urheberin der Erlösung ist, indem sie das ganze Erlösungswerk in ihrem Sohne unter dem Herzen getragen hat. Die Hoheit, welche dieser Gedanke ihren Zügen giebt, ist es nun vornämlich, welche Raphael auf eine unübertreffliche Weise in diesem Werke geschildert hat. Der unendliche Ernst ihres Blickes, der beim Knaben wo möglich noch gesteigert ist, läßt auf den Beschauer, je mehr er sich in diesen hehren Anblick vertieft, einen um so unverwischbareren Eindruck zurück. Und an die Stelle des Lieblichen tritt das Ergreifende, verbunden mit der Aufforderung gebieterischer Art, der Mutter nachzuempfinden, und unser Gemüth, wie sie ihren

Schoß zur Geburtsstätte des Gottes zu machen. Das Zutrauen und die Vertraulichkeit, mit der wir zu dieser Gestalt hingezogen werden, liegt aber darin, daß auch wir, obgleich, wie sie, nur menschliche Gestalten, darin kein Hinderniß dieser Wiedergeburt des Göttlichen in uns werden antreffen können, sondern vielmehr die Zuversicht des Gelingens daraus entnehmen dürfen.

Mit dem Christusknaben endlich haben wir den höchsten Glanzpunkt des Gemäldes erreicht. Wie in den Knabenengeln unter ihm, ist die göttliche Unschuld engglischer Naturen unmittelbar auf sinnliche Weise in ihm durch seine Knabengestalt ausgedrückt. Diese Himmelsgestalt ist aber nicht, wie jene andern, eine bloß jenseitige, vorgestellte im Nebel der Abstraction gehaltene, sondern sie ist eine wirkliche, menschlich geborne; es ist der Menschensohn, der Urmensch, das erschienene, ungefallene, unsündliche erste gottgleiche Abbild der Gottheit. Das rein Göttliche ist ebenso ein rein Menschliches, der Gott, der an solche Form gebunden ist, und eben in ihr erst zur höchsten Wahrheit, zum vollendetsten Ausdruck seiner Natur gelangt. Das Verschmolzensein dieser Gegensätze hat Raphael durch jene Gestalt am Herrlichsten dargestellt. Es ist kein in den Windeln liegendes, die Mutter anlächelndes, an ihr emporstrebendes Kind, wie in vielen andern der trefflichsten Producte der Kunst. Es ist ein Knabe, der ganz Knabe, ganz die Frische und Anmuth des ersten Lebenalters besitzt, und aus dem doch zugleich das volle Bewußtsein des gereiften Mannesalters hervorleuchtet. Keine Beschreibung, kein Kupferstich kann die Empfindungen erwecken, die dieser Anblick in

uns hervorruft. Man muß den Zauber der Farbe und Zeichnung gesehen haben, um ewig nie diese Gestalt aus dem Gedächtniß verlieren zu können. So schaut er Dich an mit diesem Blicke, der aus dem ungeheuersten Kampfe siegreich und triumphirend hervorgehenden unendlichen Liebe. Mutter und Kind sind nicht strebungslos und thatenlos, wie die seligen Engel, die sie umgeben. Es ist aber auch keine Unruhe kein Schwanken menschlichen Wollens, keine Divergenz des Strebens in ihnen sichtbar; sondern alles menschliche Streben, was wir an ihnen bemerken, ist ebenso aufgegangen in die absolute Ruhe des Göttlichen, die der unfehlbaren Erreichung ihres Ziels gewiß ist. Beide mit ihren Blicken Eine Richtung verfolgend, ein Ziel erfassend, versteinern sie nicht den Zuschauer, wie die Gorgone; sondern das Feuer ihres himmlischen Ernstes schmelzt nur das menschliche Beiwesen in des Beschauers Herzen wie Wachs dahin, damit der blanke Metallkern des göttlichen Gedankens in diesem himmlischen Lichte desto reiner erglänze. Besonders hat des Knaben Blick etwas furchtbar Ergreifendes, und doch wiederum milde Heranziehendes. Das Augenlid des rechten Auges, also auf der Seite des Papstes, ist etwas mehr über den Augapfel herübergezogen, und drückt auf diese Weise den verstärkten Ernst, das schärfste Erfassen des göttlichen Gedankens aus, während das andere der Mutter zugewandte Auge in milderem Glanze zu leuchten scheint.

Dies sind ungefähr die Gedanken, Reflexionen und Empfindungen, welche sich mir bei vielfach wiederholter Betrachtung dieses göttlichen Gemäldes aufdrängten. An-

dere können das Bild ganz anders aufgefaßt haben, besonders aber es mehr, als hier geschehen ist, von der technischen Seite seines Colorits, seiner Zeichnung u. s. f. betrachten und beschreiben. Solche Betrachtungsweise wäre aber einerseits hier nicht am Orte, andererseits nicht meines Orts, der ich mehr auf den Inhalt sehend, nur in unbefangener Erzählung die Saite, die das Gemälde in meinem Innern anschlug, offenbaren wollte. Ohne Prätension, die Beurtheilung des Bildes erschöpft, noch überhaupt eine ästhetische Beurtheilung im objectiven Sinne gegeben zu haben, wünsche ich auch, daß meine Worte so unbefangen und harmlos aufgenommen werden, als sie gegeben wurden. Man gehe hin, und sehe, ob bei Autopsie des Bildes gleiche oder ähnliche Gedanken, wie sie sich subjectiv in mir erzeugten, sich auch dem Schauenden darbieten werden; und davon allein will ich den objectiven Werth und die Bewahrheitung des von mir Hingestellten abhängig gemacht wissen, ohne auch nur im Entferntesten behaupten zu wollen, Raphael haben solche Gedanken bei der Entwerfung seines Gemäldes deutlich vor der Seele gestanden. Denn es ist eben das Eigene der Kunst, in unbewußter Production hervorzubringen, was für den Sinn des Beschauers zuletzt in klares Bewußtsein sich verwandeln soll.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstr. 53.